

Deutsche Freiheit

Einzige unabhängige Tageszeitung Deutschlands

Nr. 272 — 2. Jahrgang

Sarbrücken, Donnerstag, 6. Dezember 1934

Chefredakteur: M. Braun

Zuchthaus
für cassengemischte Liebe
Seite 2

Reichstagsbrandstifter entlarvt
Seite 4

Schule, Peitsche und Judennase
Seite 5

Dem „Grenzland“ zum Gruß
Seite 8

Schacht siegt

Rücktritt
maßgebender NSDAP.-Wirtschaftsführer

Berlin, 5. Dezember.

Wirtschaftsdiktator Dr. Schacht übt gegenwärtig eine lebhafteste Aktivität aus. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß in dem Kampf, der hinter den Kulissen zwischen Schacht und Darré, also zwischen dem hochkapitalistischen und phrasen-sozialistischen Kurs geführt wurde, Schacht Sieger geblieben ist.

Der Sieg des Bank- und Börsenfürsten Schacht offenbart sich vor allem in der Schaffung der Neuorganisation des Unternehmertums sowie in dem Rücktritt des Grafen von der Goltz. Offiziell wird er damit begründet, daß mit dem neuen Gesetz über die Schaffung einer Unternehmerorganisation für ihn eine Tätigkeit als Führer der deutschen Wirtschaft „kein Raum mehr“ vorhanden sei. In Wirklichkeit aber ist dieser Rücktritt darauf zurückzuführen, daß die neuen Maßnahmen Schachts in schärfstem Widerspruch mit den früheren Erklärungen der nationalsozialistischen Führer über den nationalsozialistischen Gemeinschaftsgehalt stehen. Auch soll, wie wir hören, der Präsident des deutschen Industrie- und Handelskongresses, Dr. von Renteln, einer der Vorkämpfer des korporativen Gedankens in der deutschen Wirtschaft, von seinem Posten zurückgetreten sein.

Ein weiterer Personalwechsel, und nicht der letzte, wird heute in Form eines mehrwöchigen „Krankheitsurlaubs“ des Präsidenten Dr. Kleiner vom Deutschen Sparkassen- und Giroverband, der Spitzenorganisation der deutschen Sparkassen, bekannt. Nach unseren Informationen wird er nicht wieder auf diesen Posten zurückkehren. Auch der stellvertretende Präsident Dr. Baur ist auf „Urlaub“ gegangen. Diese Personaländerung dürfte vor allem darauf zurückzuführen sein, daß nach Ansicht der Sparkassenorganisation die Sparkassen bei den Verhandlungen der Banken-Enquete zu schlecht abgeschnitten haben. An Stelle von Dr. Kleiner wird zunächst vorläufig Staatssekretär Dr. Schwarzkopff, der Generaldirektor der Landesredirektions- und Girozentrale Kassel, mit der Leitung des Sparkassen- und Giroverbandes beauftragt. Dr. Schwarzkopff war vom August 1932 bis zum nationalsozialistischen Umschwung im Februar 1933 Staatssekretär im Reichswirtschaftsministerium als Nachfolger von Dr. von Trendelenburg.

Der Rücktritt dieser Männer und die neuen Gesetze Schachts bedeuten die Abkehr von dem nationalsozialistischen Wirtschaftsprogramm, das bekanntlich seinem Wortlaut nach „unabänderlich“ ist und für dessen Durchführung die Führer ihr Leben einsetzen sollten. Von all diesen hochtrabenden Worten und Versprechungen ist nichts als das Gesicht eines schrankenlosen Hochkapitalismus geblieben.

Die neuen Gesetze

Von den verschiedenen Gesetzen, die soeben vom Reichskabinett auf Vorschlag Schachts verabschiedet wurden, ist von ganz besonderem Interesse das Anleihegesetz, das eine Ergänzung zu dem am 29. März 1934 erlassenen Kapitalanlagegesetz darstellt. Danach dürfen Kapitalgesellschaften von ihrem Gewinn nicht mehr als sechs Prozent des eingezahlten Kapitals in bar ausschütten. Hat jedoch eine Gesellschaft im Vorjahr mehr als sechs Prozent Dividende verteilt, so ist eine Vorausschüttung des Gewinns bis zu acht Prozent zulässig. Der Mehrbetrag des Gesellschaftern zur Verfügung gestellten Gewinns muß als Anleihefonds zur Verfügung gestellt werden und darf erst nach vier Jahren unter die Gesellschaften aufgeteilt werden. Den für den Anleihefonds bereitgestellten Betrag darf die Gesellschaft nicht mehr selbst anlegen, sie hat ihn der Deutschen Goldkreditbank zu überweisen, die ihn für die Gesellschaft nach Maßgabe der gesetzlichen Bestimmungen anzulegen hat. Der Anleihefonds gehört nicht mehr zum Vermögen der Gesellschaft.

Praktisch stellt also dieses Gesetz nichts anderes als eine neue Steuer dar. Das Unternehmertum wird aber von diesem Gesetz zu einem nur geringen Teil erfaßt, da die Zahl der Gesellschaften mit einer so hoch hohen Dividendenausschüttung außerordentlich klein ist. Nach sachmännischen Berechnungen kommen dafür nur ungefähr sieben bis acht Prozent aller Kapitalgesellschaften in Frage. Die Beträge, die auf Grund dieses Gesetzes an die Deutsche Goldkreditbank abgeführt werden, werden auf etwa 40 Millionen Reichsmark geschätzt, wobei sie für die Finanzierung der Arbeitsbeschaffung bereitgestellt werden sollen.

Bezeichnend ist auch das Gesetz über die Unterkunft der Bauern. Es wird in diesem ausdrücklich erklärt, daß

Sturz „alter Kämpfer“

Der Fall Brückner: wegen nationalsozialistischer Betätigung abgesetzt und ausgestoßen

Berlin, den 5. Dezember.

Die von uns seit einiger Zeit berichtete Spannung in den hohen Regionen der NSDAP. hat soeben zu einer ersten Explosion geführt, die zeigt, wie schwer es ist, die geplanten personellen und sachlichen Änderungen bis nach der Volksabstimmung an der Saar zurückzuhalten. Die Nationalsozialistische Korrespondenz meldet:

Der Führer hat, wie die NSDAP. meldet, den Gauleiter von Schlesien, Helmut Brückner, wegen parteischädigenden Verhaltens seiner Stellung als Gauleiter entlassen und aus der Partei ausgeschlossen. — Der preussische Ministerpräsident, General Göring, hat den Oberpräsidenten von Schlesien und preussischen Staatsrat Brückner seiner sämtlichen staatlichen Ämter und Funktionen entlassen, nachdem der Gauleiter Brückner vom Führer wegen parteischädigenden Verhaltens seiner sämtlichen Parteiämter verurteilt und aus der Partei ausgeschlossen worden ist.

Brückner ist der Führer und Begründer der nationalsozialistischen Bewegung in Schlesien, an deren Spitze er seit 1925 ununterbrochen gestanden hat. Schon vorher hatte er das völkische Organ „Schlesische Volkstimme“ begründet, der im Laufe der Jahre einige weitere Zeitungsdarstellungen folgten. Seine Zeitungen erlaubten ihm sehr im Gegenzug zu den Parteiongehörten eine starke Unabhängigkeit in der NSDAP., und er hat immer wieder betont, daß er seinen Gau ehrenamtlich führe.

Brückner hat den typischen Lebenslauf so vieler hoher Führer der Nationalsozialisten. Als 18jähriger ging er im Jahre 1914 freiwillig ins Feld. Er wurde Offizier und lebte nach dem Friedensschlusse, der ihm keine Möglichkeit zu einer bürgerlichen Existenz bot, das kriegerische Leben fort. Er wurde Gruppenführer beim deutschen Selbstschutz in Oberschlesien, wo er mit Heines und anderen späteren nationalsozialistischen Größen Beziehungen anknüpfte. Seine politische Betätigung hat sich seit in seiner schlesischen Heimat, mit der er sehr verwurzelt war, abgelebt. Seit dem Jahre 1930 gehörte er dem Reichstag, seit dem Jahre 1932 dem preussischen Landtag an.

Als Oberpräsident hat er wiederholt schwere Zusammenstöße mit den großgrundbesitzlichen Magnaten gehabt. Brückner bekannte sich öffentlich als Bodenreformer und Sozialrevolutionär. Er bewegte sich dabei auf einer Linie mit dem pommerischen Gauleiter Karpenstein, der schon vor einigen Monaten aus seinen Ämtern geflogen ist, und mit dem ostpreussischen Oberpräsidenten Erich Koch, um den sich Stille ausgebreitet hat. Von seinem großen „Erich-Koch-Plan“, der die stärksten Industrialisierungsvorschläge, die man seit Monaten nicht mehr gehört, nurhinaus vorwärts drängende Geister sind bei dem „Führer“ und Reichskanzler nicht mehr beliebt.

Am vergangenen Sonntag hat wieder einmal die SA. versucht, einen Beweis ihrer Existenzberechtigung zu geben, indem sie überall im Reich große Aufmärsche inszenierte, aber diese Paraden machten nicht mehr viel Eindruck, weil man allgemein glaubt, daß die Bedeutung der SA. und ihrer Führer vorüber ist. Es klang verächtlich an die letzten Reden Ernst Röhm an, wenn sein Nachfolger als Chef des Stabes, Pq. Luge, in Hannover sagte: „Wenn man in den letzten Monaten sagte, die SA. sei überflüssig, so darf man darauf sagen: Die Aufgaben, die wir bis jetzt geleistet haben, sind gering zu nennen gegenüber den noch zu erfüllenden.“

Größere Aufgaben für die SA. als Exerzieren und gelegentliches Paradiesen, Bespitzelung von politischen Geg-

in Zukunft für eine angemessene Unterkunft der Arbeiter bei Aukenarbeiten und zur Befähigung gesundheitschädigender Einflüsse Vorfrage getroffen wird. Damit werden amtlich wieder einmal, wie so oft, nachträglich unsere „Grenzmärchen“ bekräftigt, daß Arbeiter, die zum Bau von Autostrassen, Tiefbauten usw. herangezogen wurden, höher unter denkbar schlechtesten gesundheitlichen Verhältnissen arbeiten mußten.

Ein anderes Gesetz befaßt sich mit der Erweiterung der Befugnisse des Reichskommissars für Preisüberwachung. Das Gesetz dehnt die Befugnisse

nen und Einschreiten gegen Gerüchtmacher, die aber in der SA. selbst massenhaft vertreten sind, scheinen nicht mehr vorzuliegen.

Der „Führer“ und Reichskanzler trennt sich von seiner alten Massenbasis und ihren alten Vorkämpfern. Sein Ehrgeiz ist, den Weg zu geben, auf den ihn die Konservativen, kapitalistischen und militarischen Kräfte des Reiches und ausländische Mentoren verfolgen: Liquidierung des Nationalsozialismus bis auf die Reste einer systemtreuen Prätorianergarde und rückwärtsloses gewaltsames Niederhalten aller radikalen Elemente.

So erhält der „Führer“ die Sicherheit, daß ihm die Reichswehr, die nur die Aufrichtung von ihm verlangt und erwartet hat, daß ihm die hohe Bürokratie, die Ruhe im Staate braucht, daß ihm die Industriekapitäne, Großgrundbesitzer und Bank- und Börsenfürsten, die sozialistische Experimente fürchteten, das Genug des Wohlverhaltens ausreichen. So würde er sich als Geschäftsführer des Kontinents deutschen Kapitalismus noch eine Weile halten können.

Inzwischen breitet sich aber die Enttäuschung bei den betrogenen und verratenen Schichten, die diesen Mann in gläubiger Einigkeit hochgetragen haben, immer weiter aus. Der Ruch des Verrates heftet sich gerade aus den Reihen seiner bis dahin treuesten Anhänger an den Namen Adolf Hitler. Er steht mehr und mehr als der Funktionär, als das Werkzeuge reaktionärer Schichten vor dem erwachten Volke. Noch ist die Opposition, die von Tag zu Tag wächst, auf viele Gruppen verteilt. Es ist uns die Aufgabe gestellt, diese vielgestaltige Opposition zu einer großen Macht zu einen. Nicht unter abgebrauchten Schlagworten und nicht mit dem Blick auf überlebte Gruppierungen „Rechts“ und „Links“, sondern mit dem Willen, alle Deutschen zu vereinen, die der Nation einen großen volksozialistischen Durchbruch gemeinwirtschaftlicher Ordnung und geistiger Freiheit erkämpfen wollen.

Auch in Danzig!

Danzig, 5. Dezember.

Der frühere Leiter der Danziger Senatspresse-Kelle, Streiter, der vor einigen Tagen vom Gauleiter von Danzig aus der NSDAP. ausgeschlossen wurde, ist von der Kriminalpolizei verhaftet worden und befindet sich in Untersuchungshaft.

Wenn es sich um kriminelle Gründe handelte, würde man sie gleich angeben haben.

Es ist anzunehmen, daß der Sturz Streiters mit den inneren Kämpfen der Partei zusammenhängt, die vor einigen Tagen zum Rücktritt des Senatspräsidenten Kaufmann geführt haben.

Professor Leisegang

Dank des Vaterlandes

Professor Dr. Leisegang in Jena, der vor einigen Tagen auf Grund der Verordnung zum Schutze der Regierung der nationalen Erhebung gegen feindliche Angriffe zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde, ist nunmehr aus dem Nationalsozialistischen deutschen Frontkämpferbund (Stahlhelm) ausgeschlossen worden. Leisegang ist mehrfach verwundet, mit hohen Orden ausgezeichnete Kriegsteilnehmer. Er gehörte seinerzeit zu den wildesten Gegnern Professor Lessings in Hannover.

des Reichskommissars über den Preis der täglichen Bedarfsdeckung hinaus auf gewerbliche Leistungen und Lieferungen überhaupt. Auch damit hat die Reichsregierung selbst zugegeben, daß ihr Kampf gegen die Kleinbändler und Hausierer praktisch einen Kampf gegen Windmühlen bedeutet. Jetzt soll der Versuch gemacht werden, auch eine Senkung der Rohstoffpreise und der Vertikawarenenergiepreise beim Verbraucher herbeizuführen. Der Reichsährungsstand ist aber von dieser Maßnahme noch immer nicht berührt, so daß die Lebensmittelpreise weiter auf dem erhöhten Niveau bleiben.

Das Urteil gegen Anton Brünig

Acht Jahre Gefängnis wegen Untreue, Betrugs und Konkursvergehens

Wien, den 5. Dezember 1934.

Im Brünig-Prozess wurde das Urteil gesprochen. Der Angeklagte wurde zu einer Gefängnisstrafe von acht Jahren Gefängnis und zu drei Jahren Ehrverlust wegen fortgesetzter Untreue in Lateinheit mit Betrug in zwei Fällen, wegen weiterer drei Betrugsfälle und wegen Konkursvergehens verurteilt.

Aus der Urteilsbegründung

In der Urteilsbegründung sagte Landgerichtsdirektor Dr. Fehr, der Angeklagte habe nur das einzige Bestreben gehabt, sich unbegrenztes Vertrauen zu erwerben, um unter fruchtloser Ausnutzung dieses Vertrauens seinem wahnwitzigen Erwerbssinn nachzugehen und Vermögen zu erlangen. Es sei eine Verfallszeit sonderbaren gewesen, der Besitz habe als einziger Gradmesser menschlicher Werte gegolten. Nur in solcher Zeit sei die Erklärung eines Dr. Brünig denkbar.

Jeder habe ihn für einen Herrscher im Reiche des Geldes gehalten, für einen eifrigen Förderer von Kunst und Wissenschaft, und alles habe er nur von fremdem Gelde geleistet. Sein Name sei nur mit Ehrfurcht genannt worden, wer hätte gewagt, gegen ihn etwas zu sagen? Er sei der opferbereite Parteimann gewesen, und niemand habe gewagt, ob bei seinem Aus- und Eingehen in die Reichsfanzlei der damalige Reichsfanzler nur sein Namensvetter gewesen sei. (N) So habe er als Exponent des allgemeinen Vertrauens gegolten, als Herde der Partei, als treuer Sohn der Kirche, als erfolgreichster Finanzmann. Immer wieder müsse man fragen, wie das möglich gewesen sei. Man habe eben die Lüge für Wahrheit genommen, und man könne nur wünschen, daß diese Zeit jetzt vorbei sei.

Man sieht, der Herr Landgerichtsdirektor Dr. Fehr hat fromme Wünsche. Es gehört zu jedem richtigen Urteil gegen einen Bankrotteur, die Jahre vor Dittlers Nachtergreifung als „Verfallszeit“ zu bezeichnen. In Wahrheit hat die Korruption nie so geblüht wie heute. Nur ist sie jetzt „total“ legalisiert. Es gibt kein Parlament als öffentliche Kontrollinstanz mehr. Kein Richter wird wagen, gegen einen führenden Nationalsozialisten vorzugehen, solange er noch vom braunen Orden beschützt wird. Millionen wissen bereits, wie die die Lüge ist, die die Wahrheit verbirgt, und auch die Herren Richter würden es bekennen müssen, wenn sie noch in einem Rechtsstaate amtierten.

Keine Weihnachtsgratifikationen

„Alle Anträge sind abzulehnen“

Berlin, den 4. Dezember 1934.

Im Hinblick auf Anträge, die auf Gewährung von Weihnachtsgratifikationen an Angestellte und Arbeiter von Arbeitgeberseite des öffentlichen Rechts im Sinne der zweiten Gehaltsfortschrittsverordnung abzielen, hat der Reichsfinanzminister in einem Rundschreiben gebeten, solchen Bestrebungen, die Sonderprivilegien für einen kleinen Teil der im öffentlichen Dienst beschäftigten Arbeiter und Angestellten bezwecken, von vornherein entgegenzutreten. Er bittet ferner für seinen Geschäftsbereich von Anträgen auf Bewilligung von Weihnachtsgratifikationen abzulehnen, da derartigen Sonderbewilligungen auch ausnahmsweise nicht zugestimmt werden könne. Die Gemeinden und Gemeindeverbände sowie ihre gemein- und gemeinwirtschaftlichen Betriebe sind verpflichtet, etwaige Anträge abzulehnen.

Der Korruptionssaat

Nach zweiseitiger Verhandlung verurteilte das Landgericht in Halle den Angeklagten Edwin Schuchardt, der als Betriebszellenobmann Unterbeschlagungen begangen hatte, wegen fortgesetzter Untreue und in einem Falle wegen einfacher Unterschlagung zu zwei Jahren Zuchthaus, drei Jahren Ehrverlust. Das strenge Urteil wurde damit begründet, daß Schuchardt durch sein Verhalten das Vertrauen der gesamten Belegschaft eines Betriebes mißbraucht und durch leichtsinniges Wirtschaften mit den mühsam zusammengekommenen Spargeldern das Wohl vieler Volksgenossen geschädigt habe.

Judenhetze in Oesterreich

Prozesversammlung in Wien - Erregte Stimmung in der Provinz

Wien, den 20. November 1934.

In Oesterreich wird gegenwärtig ein Buch verbreitet, das den Titel führt: „Wo ist es jüdische Ritualmorde?“ Sein Verfasser nennt sich Christian Vogt. Das Buch ist im Ulrich-Meyer-Verlag, vereint mit dem Sturia-Verlag Graz-Weiz, einer der größten katholischen Verlagsanstalten, erschienen und in der Universitätsdruckerei „Sturia“ in Graz gedruckt. Es wird in Oesterreich frei vertrieben und bisher hat noch kein Staatsanwalt dieses Buch, das zweifelsohne den Latentbestand der Antisemitismus freigelegt gegen die jüdische Religionsgesellschaft (S. 302 des Strafgesetzes) und der Verleumdung einer gesetzlich anerkannten Religionsgesellschaft (S. 303 des Strafgesetzes) bildet, beschlagnahmt und ein Strafverfahren eingeleitet.

Das Buch bringt eine Reihe Abbildungen von angeblichen Ritualmorden. Auf einem Bilde z. B. sieht man schon fünf Kinderleinchen auf der Erde liegen, während die Juden den sechsten Kinde das Blut abzapfen. Der Autor des Buches untersucht wissenschaftlich die Frage des Ritualmordes. Er teilt die Juden in Israeliten und Judaiten ein. Die Israeliten leben nach Gottesgebot, die Judaiten aber sind die Heiden.

von denen alles Böse kommt, auch der Ritualmord.

Von dieser Erkenntnis aus ist es nun aber nicht mehr schwer, in weiterem Schritte zu verfahren, wie so kanonische Judaiten dazu kommen konnten, nach Erneuerung und Verheilung dieses nach ihrer Auffassung gottesdienstlichen „Dah- und Nachopfers“ zu streben. Daher die Heiligung, die Durchbohrung, Verheilung, Annahmung des konsekrierten Opferbrotes, in dem, wie die Juden wußten, die Christen den darin verborgenen heiligen Erloser verehrten. Daher Kreuzzähnen und sonstige blutige Opfergaben von in Christi Namen (Weien) getauften, dadurch zu Gliedern seines mystischen Leibes gewordenen Christen... Insbesondere der abergläubisch-zauberiße Gebrauch von Christenblut ist, wie schon erwähnt, eine jüdisch-dämonische Verzerrung des von Christus gebotenen Genusses des Alesches und Blutes des Erlösers in der christlichen Kommunion.

Der jüdische Bluterglaube,

so groß auch die Rolle sein mag, die er im einzelnen Falle bei denjenigen spielen mag, die sich mit der Christenblut-

Zuchthaus für rassengemischte Liebe

500 „mutige Aerzte“ fordern es - Das Resultat einer Streicher-Rede

Wir sind es gewöhnt, in kurzen Zwischenräumen aus Streichers Bezirk immer neue Proben des braunen Terrains zu empfangen. Fünfshundert deutsche Aerzte versammelten sich in Zürich und sahen einen Beschluß, der in der ganzen Welt das Ansehen der deutschen Wissenschaft nicht unerheblich mehren dürfte. Aber hören wir die Tatsachen:

Die „Frankische Tageszeitung“ vom 3. Dezember berichtet unter der Überschrift: „Eine mutige Entschließung!“ über eine Versammlung von 500 deutschstämmigen Ärzten in Zürich, bei der nach einem Vortrag des Professors Kurenburger und einer Rede des Gauleiters Streicher ein Telegramm an den Reichsinnenminister Dr. Frick gesandt wurde, in dem es u. a. heißt:

„Als natürliche Folge ihrer weltanschaulichen Schulung durch den Gauleiter Julius Streicher einseitig und der rassenpolitischen Ausführungen mit den entsprechenden Schulnergebnissen des heutigen Abends andererseits gehalten sich die hier versammelten an Sie die Bitte zu richten, baldigt dem schon in Arant befindlichen Arier- und Erbgesundheitsgesetz den selbstverständlichen, natur- und volksnotwendigen Abschlußparagrafen folgen zu lassen, des Inhaltes, daß jede verurteilte körperliche Gemeinschaft zwischen deutscher Frau und Judenstämmigen genau so wie die vollzogene mit schwerster Strafe geahndet wird, bei der deutschen Frau mit der Aberkennung der deutschen Staatszugehörigkeit, Verbringung in ein Arbeitslager und bei vollzogener körperlicher Gemeinschaft mit einem Judenstämmigen mit Unfruchtbarmachung; beim Judenstämmigen mit ebenfalls sofortiger Aberkennung der deutschen Staatszugehörigkeit, mit Beschlagnahme seines gesamten Vermögens, mit mindestens fünf Jahren Zuchthaus und nachheriger sofortiger Ausweisung aus Deutschland als unerwünschter Fremdarbeiter.“

Das Telegramm ist unterzeichnet: J. K.: Dr. Dr. A. Streich, SW-Zan-Brigadeführer.

Die deutschen Intellektuellen sind in politischer Hinsicht in der zivilisierten Welt nie besonders hoch eingeschätzt worden. Die geistige Unterwerfung unter die Gedanken des minderwertigen Streicher werden die Mißachtung der Welt verlesen. Bis jetzt hat sich immer noch herausgestellt, daß die nationalsozialistische Entwicklung der radikalen Einschätzung folgt. Es ist also in Zukunft damit zu rechnen, daß die Rassenfrage keine Abschwächung, sondern eine Verschärfung erfährt. Die begins bereit ist in Groteske sich zu steigern.

Der Inhalt des Telegramms an den Reichsinnenminister sei nicht freilich noch die Zuchthaus-Effekte des Anfangs. Es heißt dann wörtlich:

„Deutschland muß leben. Und Deutschland kann nur leben, wenn sein Volk am Leben bleibt. Und das deutsche Volk bleibt nur am Leben, wenn es ab sofort seelisch und körperlich rassistisch rein erhalten wird. Und seelisch-körperlich rassistisch rein kann das deutsche Volk nur werden,

wenn ab sofort durch vorerwähnte Maßnahmen und Strafordrohungen praktisch jede weitere jüdisch-rassistische Vergiftung und Verlesung des deutschen Blutes verhütet wird.

Wer deutsches Blut vergiftet oder vergiften läßt, vergiftet oder läßt damit das deutsche Volk vergiften. Und wer das deutsche Volk vergiftet, beachtet Landesverrat. Und Verräter ihres eigenen Landes gehören mit Schimpf und Schande aus der Volksgemeinschaft bzw. aus dem Staatsverband ausgestoßt.“

„Ab sofort“ nahmen also diese deutschen Aerzte eine Entschließung an, die „ab sofort“ für alle Zeiten in die Welt der Wissenschaften als einzia dahstehende Kuriosität eingehen wird. Hier sind die Praktiken des Mittelalters, die wir in alten Büchern aus den Anfängen der Medizin belächeln, weit überrufen worden. Hier grüßt nicht nur das Mittelalter. Hier brüllt der Urwald.

Es gibt nur eine psychologische Erklärung dafür. Die Aerzte hörten sich vorher eine Ansprache Julius Streichers an, worüber die „Frankische Tageszeitung“ in einem illustrierten Aufsatz berichtet:

Nichts war natürlicher, als daß Julius Streicher gerade vor Aerzten zu diesem Thema das Wort nahm, über das er aus dem Schatz seiner reichen Erfahrungen, die ihm die jahrelange Arbeit in der Rassenfrage gab, als sogenannter Laie gerade Hochleuten viel zu sagen hatte. Die Erfahrung lehrt, daß der Welt das höchste Wissen, das Erbenerbe oft von äußerlich unbedeutenden, von äußerlich kleinen Menschen geschenkt werde.

Deshalb ist es wichtig, daß die notwendige Aufklärungsarbeit in den breiten Massen des Volkes gerade von den „Laie“ vorangetragen wird. Wenn der Kampf der verachteten und verspotteten Nichtwissenschaftler, der Laie, nicht gewesen wäre, dann könnte heute die Fachwelt nicht auf so breiter Basis arbeiten.“

Erste Worte fand der Krankenführer, als er von der Auswertung des jüdisch-materiellen Denkens im Arztstand sprach. Noch gibt es zu viele Akademiker, die den Weg zum Volk nicht gefunden haben. Mit warmen Worten dankte der Gauleiter allen denen, die sich ehrenamtlich in den Dienst der Sache gestellt haben, die mit daran arbeiten, daß ein Arztstand entsteht, der hin- einpaßt in ein Reich von dem Adolf Hitler sagt, daß es tausend Jahre bestehen wird.“ Die ersten Gesichter der Jubler bewiesen, daß Julius Streicher, der „Laie“, gerade diesen Männern, die Fachleute sind, den Aerzten viel gegeben hat.“

Wir streifen nicht ab, daß diese Aerzte ins Dittlerreich hineinpassen. Von der „breiten Basis“ der braunen Pathologie sind auch die Aerzte nicht ausgeschlossen. Das Resultat ihrer Begeisterung über die Rede Streichers ist das obige Telegramm.

Furtwänglers Abgesang

Die letzte große Dirigentenpersönlichkeit Deutschlands legt alle Ämter nieder

Wilhelm Furtwängler, der potentiell reinrassige Dirigent, eine der wenigen bedeutenden künstlerischen Persönlichkeiten, die dem „dritten Reich“ noch verblieben waren, hat demonstrativ alle seine Ämter niedergelegt. Er war Vizepräsident der Reichsmusikkammer, Leiter des Berliner Philharmonischen Orchesters und Operndirektor

der Berliner Staatsoper. Lafonisch wird in amtlicher Meldung mitgeteilt, daß die Minister Goebbels und Göring seine Abschiedsgesuche bekräftigt hätten.

Der unmittelbare Anlaß zum Konflikt ist den Lesern bekannt. Furtwängler hatte es in einem Leitartikel der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ gewagt, für den Komponisten Hindemith einzutreten. Hindemith war aber von den braunen Kulturdiktatoren auf die Negativ- und Boykottliste gesetzt worden mit der Begründung, er sei „nichterlich verfaßt“, er sei der Typus des kulturhalschewitschischen Formzerstörers, er sei ein Konjunkturmusiker, der seine zerlegende Musik auch im „dritten Reich“ in geschickter Anpassung an die neue Lage fortsetzen wolle.

Wilhelm Furtwängler vertrat eine gegenständige Meinung. Er bekannte sich zur hohen Begabung Hindemiths. Deutschland könne es sich einfach nicht leisten, seine besten künstlerischen Kräfte zu verstoßen lahmzulegen oder in die Fremde zu treiben, denn es sei wahrhaftig mit genialen musikalischen Gestalten nicht allzu viel gesegnet.

Nun öffneten sich alle braunen Schlenen gegen Furtwängler. Die Reichsamtsleitung der NS-Kulturgemeinschaft legte „Bewahrung“ ein. Es müßte ihm „mit aller Deutlichkeit“ gesagt werden, daß sein Versuch, die sachliche Ablehnung eines Kulturhalschewitschen als politisches Denunziantentum zu diskriminieren, entschieden zurückgewiesen werde. Noch toller trieb es freilich der „Angriff“ des Herrn Goebbels. Hier hieß es, im Volke nenne man Hindemith „Hindemith“ Furtwängler mache sich mit seiner Ansicht, daß Hindemith auswandern könne, nur „lächerlich“.

Furtwängler hatte sein möglichstes getan, um sich mit dem „dritten Reich“ einzurichten. Er hat, wenn auch nicht ganz ohne Widerstand, die Verleumdung nichtarischer Künstler mitgemacht und zugeesehen, wie die besten Konzertmeister seines Philharmonischen Orchesters herausgeworfen wurden. Man schickte ihn auf Gattreisen zur künstlerischen Glorie des „dritten Reiches“.

Aber in dem Augenblick, als er es wagte, mit einer eigenen Meinung über eine künstlerische Frage hervorzutreten, wurde er nicht anders behandelt wie alle die übrigen Mißliebigen. In Deutschland wird er kaum noch dirigieren können, genau so wenig wie Walter und Kemper. Der Verlust der letzten großen Dirigentenpersönlichkeit ist eine kulturpolitische Blöße der „dritten Reiches“. Außerdem wird an einem besonders wirksamen Beispiel wieder einmal bewiesen, daß jeder Gleichschaltungsversuch, der eine Verständigung zwischen schöpferischer Leistung und brauner Totalgewalt erhebt, zuletzt scheitern muß.

tung beschäftigen, ist doch nur unwissenschaftliches Rantewerf, das aus dem Wesen der Sache gewachsen ist: um die Opfer- schlachtungen. Diese ist der Kern der Sache: eine gottesdien- stliche, also eine rituelle Handlung... Indem die gesamte Judentum (mit verführbaren, die Regel behaltenden Ausnahmen) die unentbehrliche Tatsache des Ritualmordes bei einer Seite jüdischer Einzelweiser mit unvollständigem Fanatismus auch gegen die unwiderleglichsten Beweise ab- leugnet, wie die überwiesenen Mörder von Tisza-Eslar und Polna leugneten, und indem die gesamte Judentum die Ritualmörder in jedem Falle typisch-einmütig deckt, verrät sie den Zusammenhang des Ritualmordes mit dem jüdischen Hassinstinkt.“

Das Buch kommt dann, nachdem es eine Reihe von „Ritualmorden“, so die Geschichte verchiedener heiliger Märtyrerkinder, insbesondere die Geschichte des Knaben Simon von Trient darstellt und mit abscheulichen Bildern illustriert, zu der Schlussfolgerung, daß es Ritualmorde bis in unsere Zeit gebe.

Protestkundgebung der Juden

Die jüdische Bevölkerung Oesterreichs ist über die Tat- sache, daß ein solches Mordwerk in der gegenwärtigen Zeit verbreitet wird, außerordentlich erregt. Bis jetzt ist jedoch keine Beschlagnahme erfolgt.

Am Montagabend fand nun in Wien eine jüdische Protestkundgebung gegen die Ritualmordliteratur statt, in welcher der Vizepräsident der Kulturgemeinde, Dr. Josef Löwenherz und der Präsident des zionistischen Landesverbandes, Dr. Oskar Grünbaum, das Wort ergriffen. Die versammelten protestierten hitzrig gegen die durch das „Sturia“-Buch den Juden zugelegte Verleumdung sowie da- gegen, daß diese Schrift in Oesterreich unbeanstandet vertrie- ben werden darf. Die Versammlung nahm eine Resolution an, die die sofortige Beschlagnahme des Buches durch die Regierung verlangt.

Die Wiener israelitische Kulturgemeinde ist, wie wir hören, bei den kompetenten Behörden bereits eingeschritten. In der Deffenlichkeit wird außerdem noch darauf ver- wiesen, daß der Direktor der „Sturia“, die das Buch herausgegeben hat, der gegenwärtige Landeshaupmann von Steiermark, Dr. Stevan, ist...



Für DEUTSCHLAND gegen HITLER

Die deutschen Saar-Konzessionen

„Alles für Deutschland“ Aber nicht für „Heil Hitler!“

Einige Tage lang verfuhr man die Gründung des Deutschen Volksbundes für christlich-soziale Gemeinschaft zu bagatelisieren. Diese Taktik hat man schon aufgegeben. Heute erscheint in allen gleichgeschalteten Saarzeitungen ein Gegenaufruf, der angeblich von 1000 Angehörigen beider Konfessionen unterzeichnet sein soll. Das kann leicht möglich sein, denn da bekanntlich ohnehin 99,9 v. H. der Saarbevölkerung in der „deutschen Front“ organisiert sind, bestehen keine Schwierigkeiten, 1000 Adressen unter einem Aufruf zu schreiben.

Uns macht in der Kundgebung ein Satz vor allem Spaß: „Wer gemeinsam mit Nazifreien, Kommunisten, Sozialisten und Arbeitern, also dem wirklichen Anti-Christ, für Christus kämpfen will, laßt sich nun und nimmer als Verleugner christlicher Ideale bezeichnen.“

Das soll gegen die neuen Christlich-Sozialen gerichtet sein, die aber der Vorwurf gar nicht trifft, denn sie haben sich in ihrem Aufruf ausdrücklich von den Nazifreien distanzieren.

Wohl aber trifft der Vorwurf die allermeisten der unter dem Aufruf stehenden früheren Angehörigen des Zentrums und anderer Mittelparteien, denn sie haben von 1919 an bis nahe an die sogenannte „nationale Erhebung“, also bis tief in das Jahr 1932, mit „Nazifreien, Sozialisten und Arbeitern“ friedlich und kameradschaftlich in vielen deutschen Regierungen gesessen. Keiner der Herren wird behaupten können, daß die christlichen Kirchen beider Konfessionen sich unter der Regierung von „Nazifreien und Arbeitern“ viel wohler befunden haben als unter dem Regime „positiven Christentums“, das sich im Reichstagsbrand, in Kollertollen, am 30. Juni und im Sturm auf Pfarrhäuser und katholische Vereinsheime, ja sogar auf Kirchen so herrlich offenbart hat.

Katholikenführer, Nazifreie und Arbeiter sind gemeinsam unter „Heil Hitler“ gefoltert, ermordet, eingekerkert, „auf der Flucht erschossen“ oder in den Konzentrationslagern gequält worden. Warum sollen sie also nicht auf getrennten Wegen für das gemeinsame Ziel kämpfen, „Alles für Deutschland, unter Deutschland“?

Wir nehmen diesen Ruf, der da gegen die neue christlich-soziale Gründung wie gegen uns geschleudert wird, mit Freuden auf und stellen zugleich fest, daß er weder mit dem Aufruf „Heil Hitler“ schließt, noch den Namen des sogenannten „Nährers“ an einer anderen Stelle erwähnt.

„Mit man schon so weit, Herrn Hitler nicht mehr als unkräftig anzusehen?“

Britisches Konsulat in Saarbrücken

Vor einiger Zeit ist ein französisches Konsulat in Saarbrücken errichtet worden. Jetzt meldet die „Times“, daß auch Großbritannien ein Konsulat in Saarbrücken einrichten wird. In seiner Zeitung ist der bisherige britische Konsul in Bunchal auf Madeira nach Saarbrücken beordert worden.

Noch klingt das Lied der — Republik

Die früher katholische, jetzt hitlerische „Saarbrücker Landes-Zeitung“ hat aus Anlaß des fünfjährigen Gedenktages an die Räumung der zweiten Zone des Rheinlandes von fremder Besatzung einen Anfall von Bekennnissen zur geschichtlichen Wahrheit. Das Blatt schreibt:

Durch unsägliche Mühen, Räte und Gefahren war der Weg zur Freiheit erkämpft worden.

Eine kluge Politik, die unentwegt auf dieses Ziel gerichtet war, und die unerschütterliche Treue des rheinischen Volkes, die ebenso der Gewalt wie dem Verrat widerstand, haben das Verdienst, diesen demütigen Tag vorbereiten und gesichert zu haben. Man mag an der Außenpolitik der Reichsregierung, die uns gewiss über heile und heilige Wege führte, im einzelnen noch so vieles ansetzen und bemängeln: Ihre Grundlinie, die zunächst einmal auf die Befreiung des heimischen Bodens gerichtet war, ist zweifellos richtig und erfolgreich gewesen. Viele haben in begreiflicher Ungeduld diese Linie nicht verstanden und auch die vorübergehenden Opfer nicht richtig zu würdigen gewußt, die sie uns notgedrungen auferlegen mußte. Aber es ist, wie die Geschichte lehrt und später auch in Bezug auf Deutschland bezeugend feststellen wird, eine Grundforderung jeder nationalen Befreiungspolitik, daß sie zunächst den Boden des Vaterlandes von fremder Herrschaft frei macht. Auf dem Wege zu diesem Ziel war am 30. November 1929 ein wichtiger Abschnitt erreicht.

Jawohl: ein wichtiger Abschnitt wurde damals in der nationalen Befreiungspolitik erreicht.

Und durch wen? Etwas durch Herrn Adolf Hitler aus Braunau, den jetzigen „Nährer“ und seine braunen Soldaten, die nachweislich während der Inflation in fremder Währung bezahlt wurden?

Nein, dieser Herr Hitler hat gegen die nationale Befreiungspolitik getobt und acrußt. Er hat in der schwarzen Stunde des besetzten Rheinlandes, als überall unter dem Schutze der Besatzungsstruppen sich die Separatisten zum Sturm erhoben, objektiv die Feindmächte ge-

senf, 5. Dezember.

Der gestrige Tag stand im Zeichen zahlreicher Verhandlungen zwischen den Mitgliedern des Freierausschusses und einigen führenden Staatspolitikern. So verhandelte Baron Kloss mit Caval und Vord Eden. Auch der Präsident der Regierungskommission, Knox, stand den ganzen Tag über in Verhandlungen mit Mitgliedern des Freierausschusses. Diese Besprechungen hatten den Zweck, den Bericht des Freierausschusses, der heute dem Völkerverbund offiziell überreicht worden ist, auf Grund der deutsch-französischen Einigung die endgültige Fassung zu geben.

Im übrigen stellt es sich heraus, daß von deutscher Seite noch mehr Konzessionen gemacht worden sind, als dies auf Grund der ersten unvollständigen Berichte zu erkennen war.

Von größter Bedeutung ist beispielsweise die Sicherung der Rechte der Rentner und Pensionäre. Die Einigung sieht nämlich ausdrücklich vor, daß im Falle des Sieges des Status quo den Rentnern und Pensionären alle auf Grund der Heidelberger Abrede erworbenen Rechte gesichert bleiben. Diese Vereinbarung ist schriftlich festgelegt und ist von Reichsaussenminister Neurath in einem besonderen Schreiben an den Vorsitzenden des Saarausschusses bekräftigt worden. Damit ist eine braune Zeilenblase geplatzt. Man wird sich an die zahlreichen Artikel und Reden der braunen Führer an der Saar erinnern, in denen sie die Saarbevölkerung dadurch einschüchtern wollten, indem sie immer und immer wieder erklärten, daß im Falle des Status quo die Rentner und Pensionäre ihrer Ansprüche verlustig werden würden. Dieses perfide Agitationsmittel, das teilweise mit Erfolg an der Saar angewandt wurde, ist jetzt der braunen Front aus den Händen geschlagen. Heute können die braunen Führer nicht mehr mit der Trohne des Verlustes der Rentenbezüge im Falle des Status quo haushieren, da ihr „drittes Reich“ die Unterdrückung unter ein Abkommen

geleitet hat, in welchem ausdrücklich erklärt wird, daß die von den Rentnern und Pensionären erworbenen Rechte auch im Falle des Status quo gesichert seien.

Die Vereinbarung in bezug auf den Rückkauf der Saargruben ist ebenfalls für das „dritte Reich“ weit ungünstiger ausgedacht, als man dies im ersten Augenblick auf Grund der Mitteilungen der gleichgeschalteten Presse annehmen konnte. Es ist zunächst einmal vereinbart worden, daß die Kohlenlieferungen an Frankreich, die teilweise an Stelle von Barzahlungen vorgenommen werden, innerhalb des Deutschland zugestandenen Kohlenkontingents vorzunehmen werden. Das bedeutet praktisch, daß ein großer Teil der Ausfuhr der Ruhrkohle nach Frankreich unterbunden wird. Bemerkenswert ist, daß Frankreich das Recht erhält, die Warndtgruben für die Dauer von 5 Jahren abzubauen, während doch bekanntlich Goebbels in seiner berühmten Zweibrücker Rede damit geprahlt hat, daß die Regierung des „dritten Reiches“ die qualitativ hochwertigen Warndtgruben abbauen werde. Statt dessen ist dieses Recht Frankreich zugestanden worden. Ebenfalls wichtig in der Hinsicht der Vereinbarung, daß die Warndtgruben die Garantie für die deutschen Zahlungen darstellen und daß, solange die 900 Millionen Franken für den Rückkauf der Saargruben nicht ansbezahlt werden, Frankreich das Recht zugestanden wird, die Warndtgruben weiter auszubauen.

Die Vereinbarung über die Einziehung der Frankeneinheiten aus dem Saargebiet im Falle der Rückgliederung steht die Schaffung einer gemischt deutsch-französischen Kommission vor, die die Hinterziehung von Frankenscheinen und sonstigen Devisen überwachen sollen. Es wird also mit allen Mitteln dafür gesorgt werden, daß im Falle der Rückgliederung die Saarländer die Franken abliefern müssen und dafür die Mark des Herrn Schacht bekommen.

Der Vatikan und die Abstimmung

Paris, den 5. Dezember 1934.

Madeleine-R. Angles spricht in einem im „Agiaro“ wiedergegebenen Telegramm aus Rom die Überzeugung aus, daß der Heilige Stuhl den Status quo als die günstigste Lösung betrachte. Der Papst habe Mar. P. L. in das Saargebiet entsandt, damit er bei etwaigen Übergriffen der Hitlerpropaganda auf das religiöse Gebiet dieser Provinz und seine Abgrenzung im Falle der Abstimmung keine kirchliche Autorität über die Gläubigen, die dem Hitler-Mißwort unterstellt seien, verleihe. Wenn er auch nur beobachtet und sich unterrichten solle, so bleibe seine Rolle dennoch sehr wichtig; denn es sei nicht ausgeschlossen, daß er in entscheidender Stunde dazu berufen sein würde, um erkennen zu lassen, welche Absichten der Vatikan verfolge. Vorüberwiegend sollte die der Kirche wünschenswerteste Lösung der Status quo sein, die in keiner Weise jemandem vaterländische Gefühle verletze und die den Anblick an das neuheländische Reich vermeiden würde. Die Wähler sollten sich in voller politischer Gewissensfreiheit ausdrücken; die Kirche könne nicht sagen lassen, sie habe irgendeinen Druck auf nationale Gefühle ausgeübt.

Die mehr oder minder große Anziehungskraft des Status quo bei den Wählern werde im übrigen in hohem Maße von der Definition abhängen, die ihm der Völkerverbund in seiner letzten Sitzung gebe. Trotz der von Deutschland geübten Obstruktion habe sich der Freierausschuss endlich mit dieser Frage befaßt. Bisher habe man noch nicht daran gedacht, genau auseinanderzusetzen, wie die dritte Möglichkeit sein solle, die vom Versailles Vertrag vorgesehen sei, wenn der Ansturm an Deutschland über an Frankreich ausseide. Die deutsche Propaganda stelle den Status quo als die Rosenzweig der Verwaltung des Saargebietes durch eine Ausländerkommission hin. Aber nichts hindere die Genfer Versammlung, für die Saar eine wirkliche nationale Selbstverwaltung unter der Führung des Völkerverbundes vorzuschlagen. Nichts schließe auch die Möglichkeit aus, eine neue Volksbefragung nach einem bestimmten Zeitraum anzusetzen.

Für diese letztere Möglichkeit würde wohl auch der Vatikan und die deutschen Katholiken zu haben sein, da damit die endgültige Regelung der saarischen Frage auf die Zeit verschoben würde, wo das Hitlerregime vorüber sei.

Hitlerismus gegen Katholizismus

Unversöhnliche Gegensätze

Die letzten Folgerungen aus dem römischen System hat der Revisionismus gezogen. Den Schlüssel in dem Bau der Medizinmanphilosophie sieht das Vatikanische Konzil. Hier wurde der Medizinman für die Zeit der Anordnung seines Amtes zum Gott, zum unerschließbaren Gott erklärt. Jesus ist, streng genommen, nicht mehr in Stellvertretung, sondern abgesetzt, abgesetzt und ersetzt durch das römische System, getränkt von dem will aller Macht ausgehatheten, ja Papst nennenden Medizinman. Dem römischen Dogma ist der Christus-artig von sich aus als Problem gar nicht gegeben. Es mußte ihn von seiner Grundausstellung aus, die nur Unterwerfung forderte, inkarnatisch ausschalten. Die Schule zur bewußten Ausrottung dieser trotzdem überall auftretenden weltlichen Kraft des abendländischen Lebens aber hat zweifellos der sich wie zum Spott als „Gesellschaft Jesu“ bezeichnende Orden dar: die Art wie Ignatius die Katholische Jesu einverleibt haben wollte, bedeutet so ziemlich den fernsten Gegensatz zum germanischen Denken und Fühlen.

Alfred Rosenberg, der vom Führer und Reichskanzler mit der weltanschaulichen Erziehung der Nation beauftragte Theoretiker des Nationalsozialismus in seinem Buche „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“, Eine Wertung der weltlich-götlichen Gestaltungskämpfe unserer Zeit, 13.-16. Auflage, Seite 175/76.

Das Buch ist von der nationalsozialistischen Regierung allen Lehrerbibliotheken als geeignet empfohlen und in vielen Fällen auch katholischen Büchereien zwangsweise eingegliedert worden.

stigt, indem er gleichzeitig in München eine „Revolution“ entfesselte.

Er hat die Männer der nationalen Befreiungspolitik, die Ebert und Hermann Müller, die Stresemann und Wirth als Landesverräter verleumdete und die wildeste Hetze gegen sie entfacht, die je von Deutschen gegen Deutsche verschuldet worden ist.

Hitler und die anderen Uebernationalen haben an der Befreiung der Rheinlande nicht den geringsten Anteil. Im Gegenteil: sie haben durch eine rein demagogische Agitationswelt die Politik auf Schritt und Tritt gehindert. Nicht unter Schwarzweiskrot und nicht unter dem Hakenkreuz, sondern gegen diese Symbole und ihre Träger unter den Farben der Republik, unter Schwarzrotgold, von Sozialdemokraten und Katholiken und auch kommunistischen Arbeitern in die Wacht am Rhein gehalten und friedlich ohne einen Schwerkrich die schöne und reiche Provinz Deutschlands dem Reich zurückgegeben worden.

Die Folgerungen für das Saargebiet ergeben sich von selbst. Der in den Wirkungen seiner Politik anti-nationale Hitler hat an der Saar die nationale Widerstandfront zerstört. Er hat Deutsche, die sich seiner Tyrannie nicht fügen wollten, geächtet. Wir fügen uns diesem fremden Diktator nicht. Wie am Rhein heißt es für uns: gegen jede Tyrannie, für Deutschland.

Wie am Rhein diese Politik zum Siege geführt hat und Deutschland nahe an die Verständigung mit Frankreich und die volle Gleichberechtigung herangebracht hatte, so muß auch an der Saar die auch von der Landeszeitung gefeierte Linie der Befreiungs- und Verständigungspolitik eingehalten werden.

Das bedeutet: Los von der Diktatur! Nieder mit dem Verfasser des kriegsbeherischen Werkes „Mein Kampf“! Vort mit dem Verhörer jeder Volksgemeinschaft!

Zähl mit Hitler! Vorwärts für die Volksfront an der dem Grundstein für ein freies Deutschland.

Neues Dokument zum Reichstagsbrand

Eine Beichte des erschossenen SA-Gruppenführers Ernst

Wer ist Ernst?

Wir bringen nachstehend den Wortlaut der wesentlichen Teile des Bekenntnisses, das der ermordete SA-Gruppenführer Karl Ernst abgelegt und im Auslande deponiert hat. Obwohl die Veröffentlichung des Pariser „Journal“ nun schon seit 30 Stunden erfolgt ist, liegt bisher ein Dokument aus Berlin nicht vor. Anscheinend macht dessen Formulierung den Mitbrüdern und Mitwissern einige Schwierigkeiten. Das Dokument wird auch deshalb schwierig sein, weil unter anderm Originaldokumente vorhanden sind, so z. B. ein Brief von Ernst an seinen Freund Heines, in dem er diesen auffordert, falls er Ernst verhaftet oder beleidigt werden sollte, seinerseits für Veröffentlichung der Dokumente zu sorgen.

Die „Journal“ in einer Vorbemerkung zu dem Dokument ausführlich. Schaffe Ernst dieses nach Schweden. Er glaubte, daß, wenn man ihn verhafte und er seine mächtigen Gegner wissen ließe, daß sie mit der Veröffentlichung des Dokuments rechnen müßten, diese ihn dann frei lassen würden. Tatsächlich aber ließ man ihm keine Zeit zu Erklärungen. Er wurde, ehe er noch etwas unternehmen konnte, am 24. Juni getötet, und Niedler und Mohrenchild erlitten am selben Tage das gleiche Schicksal.

Dah es sich bei Ernst, der von Reichsführer Hitler zu einem der höchsten Führer der SA gemacht worden ist, um eine abenteuerliche Persönlichkeit handelt, geht u. a. aus seiner eigenen Lebensbeschreibung im Reichstagsbandbuch der 7. Wahlperiode 1932 hervor:

Geboren am 1. September 1904 in Berlin-Wilmersdorf; evangelisch. Besuchte Volksschulen in Berlin-Wilmersdorf und Berlin-Grünwald bis 1918, exportlandwirtschaftliche Lehre in Berlin bis 1921, als kaufmännischer Angestellter in Berlin und Mainz bis 1923, wechselnde Anstellungen als Sekretär, Hilfsportier, Seilmeister, Verwalter usw. Daneben politische Tätigkeit in der NSDAP, und früheren Verbänden seit 1923. 1929 bis 1931 drei Semester Hochschule für Politik, Berlin. Seit 1. April 1931 wieder SA-Führer in Berlin. — Mitglied des Reichstags seit der 6. Wahlperiode 1932.

„Kreaturen wie Goebbels und Göring“

„Ich, der Unterzeichnete Karl Ernst, SA-Gruppenführer von Berlin-Brandenburg, Preussischer Staatsrat, geboren am 1. September 1904 in Berlin-Wilmersdorf, erkläre, hier einen Bericht über den Reichstagsbrand, an dem ich teilgenommen habe, zu geben. Ich handle auf Rat meiner Freunde, denn es geht das Gerücht, Goebbels und Göring wollen mir einen schlechten Streich spielen. Im Falle meiner Verhaftung sollen Goebbels und Göring informiert werden, daß sich dieses Dokument im Ausland befindet. Dieses Dokument soll nur veröffentlicht werden, wenn ich oder einer der Kameraden, deren Namen im Anhang stehen (Niedler und Mohrenchild) hierzu vom Befehl geben oder im Falle, daß ich eines gewaltsamen Todes sterbe.“

Ich erkläre, den Reichstag am 27. Februar 1933 mit Hilfe meiner hier angegebenen beiden SA-Untersführer angetastet zu haben. Wir haben in der Ueberzeugung gehandelt, der Sache des Führers und unserer Partei zu nützen. Wir taten es, um dem Führer die rücksichtslose Bekämpfung des Marxismus, der der schlimmste Feind des deutschen Volkes ist, zu

ermöglichen. . . Ich bedauere meine Tat nicht. Ich würde sie noch einmal tun. Was ich bedauere, ist die Tatsache, daß diese Tat es Kreaturen wie Goebbels und Göring erlaubt hat, emporzukriechen, sie, die die SA verraten haben, sie, die den Führer immer wieder verraten und versuchen, ihn durch ihre Lügen und Fälschungen in das Netz ihrer gegen die SA und ihren Führer gerichteten Intrigen zu ziehen. . .

„Vielleicht das Schloß anzünden“

Wenige Tage nachdem wir zur Nacht gekommen waren, wurde ich durch Heßdorf eines Abends zu Göring gerufen. Ich ging mit Heßdorf zu ihm. Auf dem Wege sagte mir Heßdorf, man müßte dem Führer die Möglichkeit geben, gegen den Kommunismus vorzugehen. Goebbels war bei der Zusammenkunft dabei und er enthielt uns seinen Plan. Hier ist der Plan: Bei einer Wahlversammlung des Führers in Breslau sollte ein Attentat gegen den Führer bei seinem Aussteigen aus dem Strazeng voractantlich werden. Dieses Attentat sollte dann das Signal zu einer antikomunistischen Bewegung sein. Heines war schon nach Berlin gerufen worden, um die Details des Attentats auszuarbeiten. . .

Zwei Tage danach trafen wir uns bei Göring. Diesmal ohne Goebbels. Göring wandte sich gegen das Projekt eines Attentates, denn er fürchtete, das könnte andere hervorrufen. Er sagte uns auch, Goebbels sei eitel und hielte an seinem Plan fest und er hat uns, ihm abzureden. Am folgenden Tage wurde ich telefonisch zu Goebbels gerufen. Als ich ankam, hatten die Kameraden, die der letzten Zusammenkunft beizubehalten hatten, schon beschlossen, den Goebbelsplan fallen zu lassen. Göring war der Meinung, man müßte etwas anderes versuchen.

Vielleicht das Schloß anzünden, Goebbels erwidert lächelnd, es sei besser den Reichstag anzuzünden. Wir könnten uns dann den Parlamentariern gegenüber als Verteidiger dieser Schwabstunde hinstellen. Göring sagte gleich ja. Heßdorf und ich wandten uns wegen der Ausführungschwierigkeiten gegen den Plan. Heines und ich jedoch durch Goebbels überzeugen. Nach der Diskussion wurde beschlossen, Heines, Heßdorf und ich sollten am 25. Februar, acht Tage vor den Wahlen, das Feuer anlegen. Göring erklärte, er könne sehr wirksamen und wenig umfangreichen Brennstoff liefern. Am 25. Februar würden wir uns im Kraftsaal der Partei aufhalten, und wenn der Reichstag erlosch, könnten wir dann an die Arbeit gehen. Ich wurde mit den Vorbereitungen beauftragt.

Der Brandplan

Am nächsten Tage sah ich wieder Göring. Er hatte nachgedacht und war der Meinung, es wäre ein Fehler, am Reichstagsbrand bekannte SA-Führer teilnehmen zu lassen. Im Falle einer Entdeckung wäre alles verloren. Wir riefen dann telefonisch Goebbels herbei und teilten ihm unsere Meinung mit, die er nicht für begründet hielt. Doch unser Plan mußte aufgegeben werden, da die Kommunisten, deren Sitzungsraum dem der Nationalsozialisten gegenüberlag, bis 10 Uhr abends berieten.“

Karl Ernst schildert in diesem Geständnis sodann, wie Göring den Vorschlag machte, den Gang, der von seinem Palais als Reichstagspräsident in den Reichstag führte, zu benutzen, um in das Parlamentsgebäude zu gelangen und wie er zusammen mit Heßdorf eine Inangenscheinnahme der

Kolonnaden vorgenommen habe.“ Man entschloß sich auch, das Datum für die Brandstiftung um einige Tage hinauszuschieben. Zwei Tage vor dem Attentat verbargen wir in einem Seitengang das Brandmaterial, das uns von Göring geliefert worden war. Es bestand aus einer Anzahl Kanonen, die ein selbst entzündbares Phosphorpräparat und einige Liter Petroleum enthielten. Ich fragte mich lange, wen ich mit der Brandstiftung beauftragen sollte. Ich kam schließlich zu dem Entschluß, ich müßte selbst mit einigen sehr sicheren Kameraden zugreifen. Es gelang mir, Göring und Goebbels hiervon zu überzeugen. Ich bin heute der Meinung, sie haben sich nur einverstanden erklärt, weil sie glaubten, mich so in ihre Hand zu bekommen.“

Ernst teilt sodann mit, daß er hierzu seine Freunde Niedler und Mohrenchild angewählte und zum Stillschweigen verpflichtete. Graf Heßdorf lenkte, sodann einige Tage vor der Brandstiftung das Augenmerk Ernsts auf einen jungen Dolmetscher namens van der Vubbe, der sich, wie man erfahren hatte, mit wirren Brandstiftungsplänen trug. Van der Vubbe wurde durch einen gewissen Sander bewogen, von außen in den Reichstag einzuzutreten und ebenfalls Feuer anzulegen. Die Hauptarbeit blieb aber den Nationalsozialisten, die entsprechend ausgerüstet waren, vorbehalten.

„Ich schwöre auf den Führer“

„Ich traf meine beiden Kameraden um 8 Uhr an der Ecke Neue Wilhelmstraße und Dorothienstraße. Wir waren in Zivil. Wenige Minuten später fanden wir im Eingang des Palais, wohnin wir ohne bemerkt zu werden, gelangten. Wir hatten Gummischuhe an, um nicht geräuselt zu werden. Wir gelangten in den Kellergang. Um 8.45 Uhr waren wir im Sitzungssaal. Einer der beiden Kameraden geht noch einmal in den Kellergang zurück, um den Rest des Brennmaterials zu holen, während der andere und ich uns in der Wandelhalle vor dem Standbild Kaiser Wilhelms an die Arbeit machen. Wir bereiten hier sowie im Sitzungssaal mehrere Brandherde vor. Wir übergeben die Stühle und Tische mit der Phosphorsäure. Die Vorhänge und Teppiche wurden mit Petroleum getränkt. Wenige Minuten vor 9 Uhr kommen 1.7 wieder in den Sitzungssaal. Um 9.05 Uhr ist die Arbeit beendet und wir eilen zum Ausgange. Es war höchste Zeit, denn das Phosphorpräparat braucht nur dreißig Minuten zu seiner Entzündung. Um 9.15 Uhr überfluteten wir die Umfassungsmauer.“

Karl Ernst erklärt abschließend in seinem Bericht, die bisher in der Weltpresse erschienenen Nachrichten seien falsch, nur drei Männer hätten den Reichstag angezündet. Nämlich Göring, Goebbels, Heines, Klinger und später Ganskämmerl und Sander habe niemand etwas von dem Plan gewußt. Man behaupte, der Führer selbst sei erst nachträglich von der Brandstiftung informiert worden.

Ernst schließt mit den Worten: „Ich kann hierüber nichts sagen. Ich schwöre auf den Führer seit 11 Jahren. Ich werde ihm bis in den Tod treu bleiben. Was ich getan habe, würde jeder SA-Führer für den Führer tun. Aber es ist unvorstellbar zu denken, daß die SA, von den gleichen Leuten, die sie an die Macht gebracht haben, verraten wird. Ich glaube vertrauensvoll, der Führer wird die dunklen Machinationen gegen die SA, vereiteln können. Ich schreibe dieses Dokument zu meinem Schutz gegen die Pläne von Göring und Goebbels. Dieses Dokument wird von mir vernichtet, wenn die Verräter den Lohn empfangen, den sie verdienen.“

Holländische Zwischenrufe

Spionage unter der Maske von Luftschutz

Unter dieser Überschrift lesen wir in „De Volk“ u. a.: „Das Ministerium des Reichsluftschutzbundes scheint sein Spionagesystem zu sein. Der Bund ist in hundert Abteilungen eingeteilt, nämlich: Reviergruppen, Strahlengruppen und schließlich Hausgruppen. An der Spitze jedes Hauses steht ein Hauswart. Das Spionagesystem arbeitet folgendermaßen: allen Hausbewohnern wird eine Aufforderung ins Haus besorgt, einen Vortrag über Luftschutz beizuwohnen. Diese Aufforderung ist in ziemlich befehlendem Ton gehalten. Der Vortrag ist mit einem Kontrollkreuz versehen. Der im Saal abgesehen werden muß. Auf diese Weise kann man dann feststellen, welche Menschen trotz des dringenden Aufrufes nicht erschienen sind. Die Liste der Schwänzer geht nun der Reviergruppe zu und diese erteilt dem Hauswart den Auftrag, einmal feitzutreten, warum der betreffende Mann nicht gekommen ist. Alles, was der Hauswart dann mitteilt, wird auf eine Karteibanknote aufgeschrieben. So eine Karteibanknote ist ein sehr interessantes Ding. Daran stehen mehr als hundert Namen, von denen wir hier einige abdrucken. Man sieht auf dieser Karte z. B. die Frage und natürlich auch die Antwort:

- „Ist der Mann abends zu Hause? Wo? Er aus?“
- „Wann kommt er nach Hause? Regelmäßig spät?“
- „Besucht die Familie viel Besuch? Von wem?“
- „Männer oder Frauen? Kommt der Besuch regelmäßig?“
- „Welche Zeitungen werden gelesen?“
- „Ist der Bewohner Rundfunkhörer? Hört er viele ausländische Sender?“
- „Mit wem verkehren seine Kinder?“
- „Besucht er viel Freunde? Auch aus dem Ausland?“

Dah alle diese Fragen mit Luftschutz nichts zu tun haben, sondern daß sie durch die heimliche Staatspolizei ein Spionagesystem geschaffen wird, ist deutlich. Die Stimmung der Bevölkerung dem Reichsbund für Luftschutz gegenüber ist abweisend. Man läßt wohl, warum es sich handelt, nämlich um Spionage, während die meisten dagegen nicht begreifen, daß als heimliche Propaganda für die Kriegsmaschine gemacht wird. Die Bevölkerung wußte sich bei den öffentlichen Demonstrationen auf den Straßen, wo Arbeiter mit viel Spektakel Brandbomben auf Pariermochhäusern fallen lassen und ist davon überzeugt, daß dies nichts hilft, wenn die Allgerbomben einmal wirklich auf die Städte niederprasseln sollten.“

Wie war das möglich?

„De Nieuwe Rotterdamse Courant“ erwidert aus Oesterreich folgende interessante Aufschrift:

„Es ist bekannt, daß von deutscher Seite stets behauptet wird, daß die tragischen Ereignisse des 25. Juli in Oesterreich die Folge von einem spontanen Volksaufstand gewesen sind und daß die deutschen Autoritäten nicht das geringste damit zu tun hätten. Die folgende authentische Geschichte wirft ein grelles Licht auf diese Behauptung. Ein österreichischer junger Mann, der Sohn eines Großgrundbesizers in der Zielmarkt, hatte in Amerika studiert und mit einem seiner Lehrer abgeprochen, daß dieser ihn in Europa besuchen sollte. Dieses Jahr hielt sich der Amerikaner in Oberammergau auf und es war schon alles verabredet. Der Gast, der aus München kommen sollte, wurde am 25. Juli erwartet. Am 25. kam aber ein sehr lakonisches Telegramm aus München, mit der Nachricht, daß der Amerikaner nicht kommen würde. Was war passiert? Der Amerikaner hatte tags zuvor den Portier seines Hotels beauftragt, ihm einen Koffer zu besorgen, mit dem er einige Tage durch Oesterreich reisen wollte. Die verblassende Antwort des Portiers lautete, daß er das gerne versuchen wollte, daß er aber nicht glaube, daß er einen Chauffeur finden würde, der bereit war, nach Oesterreich zu fahren; denn — so sagte er — am Mittwoch ist Revolution in Oesterreich. (Der 25. Juli war ein Mittwoch!) Es schien tatsächlich ein Ding der Unmöglichkeit, einen Chauffeur zu finden. Ein einziger erklärte sich nun bereit zu fahren, aber er forderte in Anbetracht der lebensgefährlichen Revolution sich einen ungewöhnlichen Preis (1500 Mark), daß der Plan nicht durchzuführen war. Der Amerikaner, der von der ganzen Geschichte nichts bearbeitet, ging in seiner Anwesenheit zu einem Telegrafisten und telegraphierte das folgende: „What about revolution. I am warned to come.“ (Was ist das mit der Revolution, ich bin gewarnt zu kommen). Am folgenden Morgen, also am 26., bekam er das Telegramm von der Grenzstation mit der Bemerkung zurück, daß der Text nicht durchgegeben werden konnte, und er sich darauf beschränken müßte, zu drahlen, er sei verhindert zu kommen. Zwei Tage später stellte sich heraus, daß der Portier und der Chauffeur recht gehabt hatten mit ihrem „Geschwätz“ über die Revolution. Nun drängt sich die Frage auf, wie es denn möglich gewesen ist, daß der Portier eines großen Hotels in München und außerdem alle Taxidriver in dieser großen Stadt darum wußten, daß zwei Tage später ein „spontaner Volks-

aufstand“ in Oesterreich ausbrechen würde als Antwort auf ein Todesurteil in einem Landrechtsspruch, von dem damals noch niemand eine Ahnung haben konnte!“

Spannung in hohen Luftlagen

Unter dieser Überschrift lesen wir in „De Nieuwe Rotterdamse Courant“ u. a.: „In Deutschland spannt es wieder, und zwar sehr in der nationalsozialistischen Partei selbst. Das Wort spannt dies bis zu einem gewissen Grade. Wenn auch die deutsche Presse keine Gelegenheit hat, über diese überaus wichtigen Angelegenheiten zu schreiben, sie bleiben doch nicht verborgen. In Beamtenkreisen herrscht große Spannung, eine Spannung, die manchem über seine Verdienste geht. Man glaubt wieder den Druck der Atmosphäre von unmittelbar vor dem 30. Juni zu fühlen. Meinungsverschiedenheiten in der obersten Leitung sind kein Geheimnis mehr; man kennt und fürchtet diese Geheimnisse. Die Meinungsverschiedenheiten erkündeten sich in der Hauptsache auf das Problem in welchem Maße man dem heiligen Druck aus den Reihen nachgeben muß. Die alten Kämpfer der Partei sind bis zur Erbitterung unzufrieden. Viele von ihnen sind heute nicht mehr besser dran als früher. An der Staatsstrikte sieht noch eine große Anzahl von Leuten, gegen die sie früher scharf zu Felde gezogen sind, und die sie als Todfeinde betrachtet und behandelt haben. Warum gibt es für sie selbst keinen Pöbel? Der Nationalsozialismus ist in seiner exakten Geschichtsschreibung niemals hart gewesen. . . Wie bei dem Kirchenkonflikt steht Hitler auch hier zwischen den Partein, sehr unter dem Eindruck, aber doch unglücklich. Viele fürchten, daß dies auf einen neuen Ausbruch hinausläuft, der, wie der 30. Juni, wieder nach beiden Seiten einschlagen wird. Mancher fühlt sich persönlich alles andere als sicher. Die Spannung wird steigen und steigen müssen, weil vor dem 19. Januar dem Tag der Abstimmung im Saargebiet, doch nicht auf etwas passieren kann. Was dann sind es aber noch lange Wochen. Dieser Augen sind wiederum auf die Reichswehr gerichtet. Blomberg hat den 30. Juni selbst eingeläutet mit seinem Artikel vom 29. Juni im „Völkischen Beobachter“. Aber die Explosion war dann herab, daß in den Reihen der Reichswehr Enttäuschung herrschte. Wird sie dieses Experiment noch einmal wagen?“

Der Verfasser beleuchtet nun weiter die kritische Lage in Deutschland auf den verwickeltesten Gebieten und beendet seinen Artikel mit den Worten: „Ein Volk kann sich auf die Dauer nicht zufrieden geben mit einer Revolution, rein als Revolution; die Kunst um der Kunst willen. Es will auch leben!“

Schule - Peitsche - Judennase

Die größte deutsche Schande: die braune Erziehung

Die „Deutsche Freiheit“ zitiert oft die „Fränkische Tageszeitung“, das offizielle in Nürnberg erscheinende nationalsozialistische Organ. Es ist der Bezirk, in dem Julius Streicher schaltet und waltet. In seiner Zeitung spiegelt sich in vielfältigen Schattierungen täglich das Wesen des Nationalsozialismus so deutlich wieder, wie man es nirgend o sonst findet.

Ein kostbares Stück aus unserer Kollektion „Fränkische Tageszeitung“ sei heute im Wortlaut der Öffentlichkeit übergeben. Wir fanden es auf Seite 15 der Nummer vom 1. Dezember in einer Beilage „Die bunte Seite“, und es handelt sich um den Bericht eines Lehrers, der Intelligenzprüfung mit seiner Schulklasse, durchweg aus Hitlerjungen bestehend, veranstaltet. Die Resultate dieses Unterrichts mögen für sich selbst sprechen. Verbrechen an jungen Menschen und von ihnen verhetzten und verführten Kinder veränder hier die Schande der braunen Erziehung. Das, was hier ein offener niederschrieb, ist ein Abbild dessen, was sich vieltausendfach im ganzen Hitlerreiche wiederholt.

Dabei ist das, was wir hier abdrucken, nicht einmal vollständig. In der Mitte dieser Seite befindet sich noch eine Abbildung. Es ist die exakte Wiedergabe einer Zeichnung: „Wie ein Sechsjähriger den Frankenfürher sieht“. Aus dieser kindlichen Strichelei sieht man einen Uniformierten. Darunter steht „Streicher“. Er hat eine Peitsche in der einen Hand. Mit der anderen hat er einen Mann am Wickel. Und dazu der folgende Text:

„Streicher verhaftet zwei Kommunisten“ lautet die Erklärung zu obiger Zeichnung. Die kindliche Beobachtungsgabe kommt dabei besonders bezeichnend zum Ausdruck. Man beachte die Laschen an den Stiefeln, Brotbeutel, Feldflasche, Reitpeitsche und E. K. 1 an der den Frankenfürher darstellenden Figur, während die beiden Kommunisten einfach durch rote Uniformen charakterisiert sind.“

Dies zur Einleitung des Aufsatzes selbst. Er lautet:

Kinder, was wißt ihr von Hitler?

Jahr um Jahr führte ich in einer Kleinstadt die Oberklasse. Nun habe ich in Nürnberg die ganz Kleinen bekommen: ABC-Schüler — sechs Jahre alt, 49 Dreikäsehoch, unbekümmerte, frische Buben mit stark ausgeprägtem Selbstbewußtsein und ebensolchen Mundwerk. Anfänglich war mir nicht recht wohl bei den Knirpsen, denen man in vielen primitiven Dingen Mutter und Pfleger sein muß. Aber schon nach wenigen Tagen hatte ich mich so an die Buben gewöhnt, daß ich sie heute nicht mehr missen möchte.

Was verstehen wohl die Kleinen mit ihren sechs Lenzen schon von Politik, von unserem „dritten Reich“ und der Lehre des Nationalsozialismus?

Lange beschäftigt mich dieses Problem. Voller Erwartung richte ich eines Tages an die Klasse die Frage:

„Kinder, was wißt ihr von Adolf Hitler?“

Was ich nun erfahre, ist ein buntes Durcheinander, so daß ich wohl oder übel mit'eis genauer Fragen Klarheit schaffen muß.

„Was ist Adolf Hitler?“

Für eine 1. Klasse ist diese Frage natürlich zu kompliziert; ich bin froh, als einer der ganz Beredsamen antwortet:

„Hitler ist unser Reichskanzler und Präsident!“

Der „Präsident“ stört mich keineswegs, denn ich fühle aus dem ehrfurchtsvollen Tonfall des Bubens, daß er sich dabei etwas ganz gewaltiges vorstellt.

„Und wie sieht Adolf Hitler aus?“

Die Kinder haben sein Bild im Klafzimmer schon hundertmal fixiert.

„Er hat eine Schnurru!“

„Er hat eine SA-Uniform!“

„Er hat das Eiserne Kreuz!“

„Er hat ein verwundetes Abzeichen!“

Er meint natürlich das Verwundeten-Abzeichen.)

„Er hat einen Scheitel!“

„Das Haar rutscht ihm immer herein!“

„Er schaut wild!“

„Net wahr! Er lacht immer!“

„Er hat zwei Ohren!“

(Na, das ist klar!)

So geht es eine Weile fort. Dann stoppe ich mit einer neuen Frage ab:

„Was arbeitet eigentlich der Adolf Hitler?“

Die Kinder wissen gut Bescheid.

„Er muß immer Reden halten!“

„Im Luitpoldhain redet er immer!“

„Ich hab ihn schon zweimal gesehen!“

„Ich dreimal!“

„Ich viermal!“

Wieder muß ich abbremsen, sonst hätte der letzte der Klasse ihn genau fünfzigmal gesehen. Eine Zwischenfrage:

„Muß Hitler bloß reden?“

„Nein, er muß auch arbeiten!“

(Reden ist für die Kinder scheinbar keine Arbeit.)

„Er läßt Häuser bauen!“

„Damit wir Wohnungen haben!“

„Er gibt unserem Vater Arbeit!“

„Bravo!“

„Mein Vater ist jetzt nicht mehr arbeitslos!“

„Meiner auch nicht mehr!“

„Meiner auch nicht mehr!“

Eine neue Zwischenfrage:

„Für wen muß Hitler am meisten sorgen?“

„Für die ganz Armen!“

Nun ist das Eis gebrochen. Vom Winterhilfswerk wissen die Kinder sehr viel: sie haben ja auch selbst bei der Pfundumschlung mitgewirkt.

„Er gibt den Armen Mehl!“

„Er gibt ihnen Grieß!“

„Er gibt ihnen Kohlen!“

„Er gibt ihnen Holz!“

usw. usw.

Wieder springt einer der Buben vom Thema ab.

„Ich war einmal im Luitpoldhain. Hinter Adolf Hitler war der Julius Streicher gesitt!“

Julius Streicher — ein neues Thema!

Sofort gehe ich darauf ein

Wie Julius Streicher aussieht?

„Er hat eine Platte!“

Ich frage: „Woher weißt du das?“

Eine lakonische Antwort: „Weil er immer keinen Hut auf hat!“

„Woran kennt ihr ihn?“

Die Frage ist nicht klar, dafür aber umso mehr die Antwort:

„Am Gesicht!“

Die Kinder sprechen weiter:

„Julius Streicher hat eine Reitpeitsche!“

„Wo?“

„Damit er die Komunisten hauen kann, wenn sie ihm was tun wollen!“

„Es heißt nicht Komunisten, sondern „Kamenisten““

„Nein, Kommunisten!“

„Ich hab vom Julius Streicher schon ein Zehnerla gekriegt!“

„Ich hab noch keines gekriegt!“

„Ich weiß dem Julius Streicher sein Haus!“

So geht es eine Weile zu.

Auf einmal sagt der kleine Walter B.:

„Der Julius Streicher mag die Juden nicht!“

Donnerwetter!

Die Judenfrage in einer ersten Klasse!

Wir wollen sehen, was die Kleinen alles wissen!

„Woran kennen wir die Juden?“

„Die Juden haben eine Hackernase!“

„Herr Lehrer, ich weiß ein Sprüchlein: Die Juden haben Hackernasen, da kann man drauf Trompeten blasen!“

Der Name Hackernase gefällt mir nicht. Ich möchte dafür einen besseren und treffenderen Ausdruck haben. Die schreit ein Bub aus der hinteren Bankreihe:

„Die Juden haben einen großen Gurkn!“

Die Kinder lachen und haben verstanden.

Ein anderer:

„Die Juden haben Schweißfüße!“

Da bekommt der kleine Hans B. ein schlechtes Gewissen.

Aengstlich flüstert er:

„Herr Lehrer, ich hab auch Schweißfüße!“

Ich tröstete ihn, daß er deswegen noch lange kein Jude ist.

„Die Juden sind überhaupt keine Deutschen!“

„Donnerwetter — woher weißt du das?“

„Mein Vater hat's gesagt!“

„Bravo!“

„Die Juden sind Lumpen!“

„Wieso?“

„Weil sie einen immer he... he... he... scheißen!“

„Ja, neulich hat meine Mutter beim Juden einen Stoff gekauft, das war lauter Glump und ist gleich hingewesen!“

„Und ich war einmal beim Judendoktor und jetzt tut mir mein Zahn wieder weh!“

„Herr Lehrer, meine Tante M., die kauft noch beim Juden!“

Jetzt packen die Kinder aus! Ich könnte eine kleine Liste von Kaufhauskunden anfertigen.

Der kleine Hellmuth G. in der zweiten Bank hat sich bisher noch gar nicht geäußert. Jetzt aber zeigt auch er seinen Finger. Freudig rufe ich ihn auf. Die ganze Klasse blickt gespannt auf ihn.

„Herr Lehrer... ich... muß austreten!“

Wie eine Bombe wirkt diese „hochbedeutende Erklärung“. Die Kinder lachen und beweisen damit, daß auch sie „aus allen Himmeln“ gefallen sind.

Wie sprechen weiter. Die Kinder erzählen und erzählen und ich wundere mich über das Wissen der kleinen Kerle.

In der nächsten Unterrichtsstunde wollen wir den besprochenen Stoff auch für Rednen, Schreiben und Zeichnen auswerten. Ein Knirps aus der Tür-Reihe schlägt mir so-

Gelöbnis

Von Karl Schweg

*Denen, die Ossieghy joltern, höhnen
Und die Mühsam in den Tod geht,
Jenen tapfern deutschen Heldenöhnen
Wird ihr Tagewerk gutgeschrieben. Bis zulegt.*

*Mag es Wochen, mag es Jahre dauern:
Aus Bedrückung wächst die große Kraft.
Einmal stehn wir in den Kerkermauern,
Packen euch und fordern Rechenschaft.*

*Keinen Seufzer werden wir vergessen,
Keinen Striemen, den ins Fleisch ihr zieht.
Jede Blutspar wird Euch nachgemessen,
Die ihr jetzt noch sauft und schreit und liebt.*

*Einmal naht das Ende aller Qualen,
Eher als ihr euch im Blutrausch denkt,
Dann, ihr Mörder, müßt ihr voll bezahlen,
Und es wird euch nicht ein Gran geschenkt.*

*Einmal kommen wir das Unkraut jäten,
Einmal tilgen wir die blutige Schmach,
Aus dem Blute jedes Hingezühten
Wachsen hundert wilde Rächer nach.*

gleich Rechnungen mit Adolf Hitler vor. Und so lautet seine erste Aufgabe:

„Zwei Hitler und zwei Hitler sind vier Hitler!“

Aber Kinder, das geht doch nicht; wir haben ja nur einen Hitler!

„Drei Streicher und zwei Streicher sind fünf Streicher!“

Geht auch nicht! Es gibt nur einen Julius Streicher!

„Drei Juden und drei Juden sind sechs Juden!“

Das geht allerdings. Aber die Aufgabe gefällt mir nicht. Wollen wir nicht lieber abziehen? Bei uns wohnen sechs Juden. Vier wandern aus. Wieviel sind noch da?

„Zwei!“

Rechne also!

„Sechs Juden weg 4 Juden sind 2 Juden!“ Nun wandern die beiden Juden auch noch aus!

„Zwei Juden weg zwei Juden sind... gar kaner mehr!“

So rechnen wir eine Weile und am Schlusse jeder Aufgabe ist zum Gaudium der Kinder immer „gar kaner mehr“ da.

Dann aber kommen die Kinder auf wesentlich bessere Beispiele. Wir rechnen mit SA-Männern, dann kommen SS-Männer und schließlich Arbeitsdienstler dran. Am besten aber klappt die Sache beim Rechnen mit den Päckchen aus der Pfundsammlung, welche von den Kindern a. Z. so begeistert aufgenommen worden war.

Nun wollen wir auch Schreiben und Lesen üben.

Die Namen „heil“, „hitler“, „streicher“ usw. können wir schon ganz gut schreiben. Freilich wird manchmal ein „hil“ oder „hiter“ oder „streichler“ daraus, aber die meisten machen aanaura, ye vooHuf nir, uaAberi. rdgovciatrldgov machen es richtig.

Der kleine N. — das Schmerzenskind der Klasse — hat

„hlme“

geschrieben. Ich frage ihn, was das bedeuten solle.

„Hitler,“ schreit er voll Begeisterung und blickt mich triumphierend an.

Zum Schlusse aber wollen wir auch noch zeichnen. Ich teile die Hefte aus und lasse die Kinder zeichnen, was sie gerade wollen, aber es muß im Zusammenhang mit dem stehen, was wir eben besprochen haben.

Nach einer Viertelstunde nehme ich mir die einzelnen Hefte vor und lache mich halb tot über die kindlichen, aber doch so reizenden Illustrationen.

Einer hat die „Kabine“ im Luitpoldhain gezeichnet (er meinte natürlich die „Tribüne“) und läßt den Führer eben eine Rede halten. Ein anderer zeichnet Adolf Hitler im Auto stehend. Ein dritter malt Hakenkreuzfahnen. Ein anderer entpuppt sich als ernsthafte Konkurrenz unseres „Pips“, indem er „Judengurken“ darstellt. Die größte Freude aber bereitet mir die Arbeit meines Zeichentalentes Hans S., der in ganz glänzender Manier einen Mann im Braunhemd gemalt hat. Vor ihm stehen einige Männer in roter Uniform. Der Mann im Braunhemd aber schwingt die Reitpeitsche. Ich lasse den Bubens seine Zeichnung erklären:

„Das da — das ist der Julius Streicher! Die roten sind die Kamenisten — ih — Kommunisten. Die wollen ihm was tun, aber der Streicher fürchtet sich nicht und haut sie mit der Peitsche!“

Im Verlaufe meines Rundganges komme ich auch wieder zu meinem großen „Schweiger“ G. Wieder zeigt er seinen Finger. „Er wird doch nicht schon wieder austreten müssen?“, denke ich mir und rufe ihn. Nein, nein, diesmal nicht! Diesmal hat er mir was viel, viel wichtigeres zu sagen:

„Herr Lehrer... es hat schon geschelt!“

Ich verstehe den Schlauberger und lasse die Kleinen zusammenpacken. Morgen werden wir den Stoff nochmal hernehmen und ihn — soweit dies bei den ganz Kleinen überhaupt möglich ist — vertiefen und ausbauen.

Eines aber haben die zwei Stunden von heute schon bewiesen:

Die heraufwachsende Jugend wird dereinst die Judenfrage viel, viel besser verstehen als eine gewisse Schicht von „gebildeten“ und ebenso „eingebildeten“ Nörgler!

Methode Klumpfuß

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und die unsrige nicht achten.

(Goethe)

„Preußischer Kommiß“ Soldatengeschichten | von August Winnig

August Winnig, der Verfasser der vor dem Kriege erschienenen Schrift „Preußischer Kommiß“, ist heute glühender Nationalsozialist. Er dient der braunen Sache in Wort und Schrift, unter Preisgabe seiner Vergangenheit. Einst, als junger Proletarier, war er zum Sozialismus und zur Sozialdemokratie gekommen bewegt von den hohen Gedanken der Freiheit und der Menschenrechte. Es gelang ihm, im freigewerkschaftlichen Bauarbeiterverband einen führenden Posten zu gewinnen. Nach der Umswälzung von 1913 wurde er Oberpräsident in Ostpreußen, damals freilich schon in seinem alten Bekenntnis zögernd und schwankend. Sein politisches Ende in der Republik führte der Kapp-Putsch vom März 1920 herbei. Es erwies sich, daß er der zweideutigen Haltung der Reichswehrkommandeure in jenen kritischen Tagen Vor-schub geleistet hatte.

Dann rutschte August Winnig immer weiter nach rechts. Er wurde der Vertrauensmann Hugenbergs und Stinnes, für deren Blätter er seine linke Feder in Bewegung setzte. Heute ist er einer von den 110-Prozentigen: wildester Nationalsozialist, begeistert Militärist und nationalsozialistischer Schriftleiter. Sein Buch „Preußischer Kommiß“ hat er längst verleugnet, weil es die denkbar schärfste Anklage des militaristischen Kadavergehorsams darstellt, zu dessen Anbetern er heute gehört. Ein Grund mehr für uns, unseren Lesern einige Kapitel aus dem Buche August Winnigs vorzulegen.

2. Fortsetzung

Der Hauptmann war vorsorglicherweise auf Urlaub gefahren, denn er wußte, daß er viel verderben, aber nichts gut machen konnte. An seiner Stelle führte ein Oberleutnant die Kompanie. Dieser war ein Mensch wie neunzig von hundert seinesgleichen und sein Auftreten war von dem des Hauptmanns nur graduell verschieden; er konnte Grobheit wohl nur noch nicht so handhaben wie jener. Aber auch wenn er ein Engel gewesen wäre, hätte er uns nicht wankend machen können. Was ging er uns an? Nach vier Wochen ging er wieder fort zu seiner Kompanie, und wir standen wieder unter der Fachtel des alten Grobsacks.

Um sieben Uhr morgens mußten wir antreten und der Feldwebel sah den Anzug nach. Pro forma; denn wer sich heute nicht gerade im Dreck gewälzt hatte, brauchte keinen Tadel zu fürchten. Der Feldwebel wollte schier zerfließen vor Besorgtheit. Ob jeder Frühstück mit habe, ob sich etwa einer krank fühle? jekt konnte er ruhig vortreten und auf Erfüllung seiner Wünsche rechnen.

„Na, Kerls,“ meinte er dann, „dann zeigt heute mal, was ihr könnt. Heute ist Euer Ehrentag, heute liegt es an Euch, der Kompanie einen guten Namen zu machen. Ihr wißt, wie sich der Herr Hauptmann freuen wird, wenn er zurückkommt und hört, daß Ihr gut geschossen habt. Ihr habt es dann auch gut, er wird den Dienst nicht so scharf nehmen und mit den Appells werde ich Euch auch nicht viel plagen. Also rückt nun ab und jekt mal reingehalten ins Schwarze! Ein guter Kerl kommt nicht unter vierzig Ringen nach Hause!“

Wir rückten ab. „Der kann uns viel erzählen, ehe ich ihm ein Wort glaube,“ brummte einer. „Wie er heute schnacken kann, wie der Fuchs mit den Gänsen!“ meinte ein anderer. „Laß ihm man, der wird sich woll wunnern!“ „Is sich sehr freundlich, der Feldwebel. Ah, sollen gut schießen und nachher gibt es doch welche an die Schnauze!“ So war das Echo, das die Rede des Herrn Feldwebel bei uns fand.

Auf dem Schießstande verfuhr man diesmal ganz anders als sonst. Gewöhnlich lagerten wir uns zwischen den Kiefern und gingen der alphabetischen Reihenfolge nach zum Schießen. Die Leute, die abgeschossen hatten, kamen zu uns zurück, erstatteten Bericht und wenn sie ein Trupp von etwa zwanzig Mann geworden waren, gingen sie zu Haus. An diesem Tage kam keiner zurück. Wer mit seiner Übung fertig war, schwenkte gleich unten am Stand ins Gehölz und ging in einem weiten Bogen um uns herum nach der Kaserne. Das war uns unbehaglich, weil wir so gar nicht erfahren, wie geschossen wurde. Der Schützenstand selbst war uns durch ein paar große Windschirme verborgen, so daß wir ganz im Ungewissen blieben, wie nun eigentlich der Hase lief. Schließlich war es einem geglückt, sich heimlich fortzuschleichen und die heimkehrenden Leute abzufassen. Der kleine Däne war es gewesen.

„Da unten passiert heute was,“ sagte er, als zu zurückkam.

„Was?“ „Wieso?“ wurde gefragt.

„Tolle Dinge!“ Dann warf er sich wieder ins Moos, denn die Unteroffiziere waren schon aufmerksam auf ihn geworden, und erzählte den zunächst Liegenden leise, was er erfahren hatte. Bald hatten sich seine Mitteilungen durch die Mannschaften hindurchgeschleudert und alle steckten flüsternd die Köpfe zusammen.

Das ist ja nicht wahr! — Der Jochimsen lügt uns die Hucke voll! — Oder er hat sie sich vollügen lassen. — Wie können sie das riskieren! — Na, ich wundere mich über nichts mehr. — Wenn auch; aber das ist doch nicht wahr. — Das können sie ja nicht machen, denn wenn das rauskäme, dann . . . — Mensch, das ist ja nicht möglich! — Junge, es jibt nirjens mehr Schwindel als beim Militär. — So tauschten wir unsere Ansichten über die Erzählung des Dänen aus. Die letzte Äußerung tat Seele und sie machte den meisten Eindruck.

Inzwischen war unser Haufen immer kleiner geworden. Der Däne war längst fort, wir waren schon bei dem Namen mit dem Buchstaben S . . . Hans, der vergnügte Geister-tänzer aus Lüneburg, hatte es noch einmal unternommen, sichere Kunde zu holen, aber die zu unserer Aufsicht zurückgebliebenen Unteroffiziere hatten bereits Wind bekommen und sein Verschwinden bemerkt. Sie waren gleich hinter ihm her und brachten ihn unter Schelten wieder an seinen Platz. Hin und wieder sahen wir einen der Heimkehrenden einige hundert Meter entfernt mit den Armen signalisieren, aber wir hatten uns im Gebrauch dieses Verständigungsmittels nicht geübt und wurden auch hiervon nicht klüger.

Aber neugierig waren wir geworden, sehr neugierig. Doch nur Geduld, schließlich kamen wir alle an die Reihe. Fast ganz zuletzt auch ich und mit mir zusammen Seele.

Unten beim Schützenstand war alles versammelt, was in der Kompanie etwas zu sagen hatte. Der Oberleutnant, ein

paar Feldwebel, die Unteroffiziere vom Schießdienst und andere mehr. Der Stand war durch zwei Windschirme und einige Scheiben zu einer Art Krähenhütte umgewandelt, die den Schützen ganz verbarg und nur auf der dem Kugelfang zugekehrten Seite offen war. In dieser Hütte stand eine etwa dreiviertel Meter hohe Schießbank, auf der der Schütze Platz nehmen mußte. Es wurde auf dreihundert Meter kniend nach der Ringbrustscheibe geschossen.

Ich empfing die fünf zu verkallenden Patronen und ging in die Hütte hinein. Richtig, dort drinnen stand ein Gefreiter, der des Kapitulierens hinreichend verdächtig war und darum ebenso wie noch einige andere Leute des älteren Jahrgangs, die im gleichen Verdacht standen, von allen Aufrechten gemieden wurde.

„Na, nun mal hingehalten!“ sagte er. Ich antwortete ihm nicht und tat, was ich mußte. Mein Gewehr schoß „kurz“ und ich hielt in die Mitte. Die Scheibe verschwand und erschien wieder: angezeigt wurde eine „Vier-kurz“.

Da kam's! Ein Feldwebel trat in die Hütte und gab dem Gefreiten ein Zeichen.

„Patronen her!“ sagte der zu mir.

Ich gab sie ihm, und er setzte sich vor der Schießbank auf die Erde nieder. Ich wollte absteigen.

Ah! „Dableiben und den Schuß melden!“ rief mir der Feldwebel zu.

Ich meldete die nun fallenden Schüsse. Eine Acht, eine Zehn, wieder eine Acht und zuletzt eine Zwölf. Als der Gefreite fertig war, stand er auf, zog sich wieder in den Hintergrund der Hütte zurück und ich ging hinaus.

„Wieviel Ringe?“ fragte der Oberleutnant.

„Ich weiß nicht,“ antwortete ich gleichgültig.

„Zweiundvierzig!“ rief der die Schießliste führende Unteroffizier; „der letzte Schuß war eine Zwölf.“

„Gut,“ sagte der Oberleutnant mit einem Tone, als wenn alles ganz in der Ordnung wäre.

Ich hatte mich schon seitwärts in die Büsche geschlagen, denn was ging mich die ganze Geschichte an? Dort traf ich einen der „alten Leute“, der ebenso wie der Gefreite in der Krähenhütte als sicherer Schütze bekannt war.

„Ihr schießt Euch heute wohl die Tressen?“ fragte ich ihn.

„Halt's Maul, Du Pinsel!“ schnauzte er mich giftig an.

Als die vier Mann, die mit mir angetreten waren, in gleicher Weise abgeschlossen hatten, konnten wir nach Hause gehen. Ich wunderte mich, daß uns kein Mensch ein Schweigegebot auferlegte; man war offenbar von unserer Furcht so fest überzeugt, daß man das Geheimnis auch ohne das für sicher genug hielt. Obwohl wir aber von diesem Riesenschwindel nie ein Hehl machten, ist nie etwas danach gekommen.

„Na, hatte ich nicht recht, daß nirjends mehr geschwindelt wird als bei den Preußen?“ sagte Seele, als wir den Weg am Flusse hinauf nach der Kaserne gingen.

„Gewiß hast Du recht gehabt, Seele; aber die's hätte ich doch nicht für möglich gehalten.“

„Ja, Junge, nun sag' aber bloß mal, was soll das werden, wenn es mal zum Ernst kommt? Da denkt man wunder, was wir im Schießen leisten, und dabei ist doch die Hälfte Schwindel en gros!“

Seele hatte auch darin recht.

Nach einigen Wochen hatten wir das Kaiserabzeichen auf den Rockärmeln. In den Stuben gab es eines Abends Bier zum Toll- und Volltrinken, und als der Alkohol die Zungen lockerer machte, da fühlten sich auch die „loyalen“ Schützen obenauf. Es waren ihrer vier oder fünf. Sie rühmten sich, daß wir diesen herrlichen Abend ihnen zu danken hätten, denn sie hätten die Kompanie mit Ruhm bedeckt. Der eine hatte wenigstens für zwanzig Mann, der andere mindestens für zwölf, dieser und jener für sechzehn oder achtzehn die Patronen verschossen. Wenn jeder Mann selbst geschossen hätte — das wäre etwas Schönes geworden! Nie hätten wir das Kaiserabzeichen erhalten!

Bei der ersten Gelegenheit pries uns der kommandierende General als die beste Kompanie seines Korps. Bei der

Die Sklaven

Mein Freund, es ist wahrhaftig köstlich
Und sehr für unsere Hoffnung fröhlich,
Daß so die Menschen ein Behagen
Am Sklaventum im Herzen tragen,
Es ist durchaus nicht zu verkennen,
Sie lernen leichter Sklaven-sitten.
Als daß sie Freiheit an sich littten.
Für die sie doch so leicht entbrennen.
Nikolaus Franz Lenau.

Parade im Kaisermanöver ruhte das Auge des höchsten Kriegsherrn mit Wohlgefallen auf uns, bald darauf wurde der Hauptmann Major und weit und breit sang und sagte man vom Ruhme unserer Kompanie.

Das ist die Geschichte vom Kaiserabzeichen.

Jeder Hauptmann und Kompaniechef hat das Recht, die unter ihm dienenden Mannschaften zu bestrafen. Dabei kann er bis zu fünf Tagen Mittelarrest oder drei Tagen strengem Arrest hinaufgehen.

Das ist ein gutes, ein altes gutes Recht. Denn es gibt dem Hauptmann Selbstbewußtsein und Fröhlichkeit; und muß er diese nicht haben bei seinem rauhen Kriegerleben? Kann ein Krieger ohne diese Eigenschaften auskommen? Nein, das kann er nicht; und darum muß er sie haben.

Es wäre kleinlich und für den Hauptmann obendrein lästig, wenn er solche Strafen nur bei höherer Instanz beantragen könnte. Das würde sein Selbstbewußtsein nur dämpfen, und den Mannschaften wäre damit auch nicht geholfen.

In unserer Kompanie herrschte strenge Zucht. Der Hauptmann war ein Vollblutjunker. Bald fünfzig Jahre alt und unverheiratet. Das Pulver hatte er gerade nicht erfunden, aber fürchterlich grob konnte er sein. Nie bot er, wenn er morgens auf den Appellplatz kam, der Kompanie einen „guten Morgen“. Daran war freilich auch nicht viel gelegen; denn was hätten wir davon gehabt? Er hätte sich deswegen doch sein tägliches Opfer geholt. Bei jedem größeren Übungsmanöver kam wenigstens ein Mann ins Loch. Mandr mal auch zwei oder drei.

An einem Morgen, für den eine Regimentsübung angesetzt war, standen wir zum Abmarsch bereit vor unsern Kompanierevierern. Um fünf Uhr sollten wir ausrücken und an dieser Zeit fehlten nur noch einige Minuten. Aber der Hauptmann war noch nicht da, und ohne ihn konnten wir doch nicht abmarschieren. Die Offiziere hatten schon zweimal den Anzug nachgesehen und warteten nun in Ungeduld und Langeweile.

Endlich kam der Hauptmann angetrabi. Sein feistes Gesicht glühte. „Ich habe mich etwas verspätet! Guten Morgen die Herren!“ rief er den Offizieren zu.

Ich weiß nicht, was mich in diesem Augenblick packte. War's Uebermut oder Aerger? Oder Lust zu einem neuen Krakeel, zu einer Abwechslung? Ich rief so laut ich konnte: „Guten Morgen, Herr Hauptmann!“

Er hatte Atem geholt zum Kommando. Aber als er den Ruf hörte, blieb ihm das „Stillgestanden“ in der Kehle stecken. Einen Augenblick starrte er wortlos auf die Mannschaft, dann gab er seinem Gaul die Sporen und galoppierte vor die Mitte der Front.

Sein Gesicht war jetzt an den Seitenpartien bläulich koloriert.

„Wer hat da eben gerufen?“

„Ich, Herr Hauptmann!“ sagte ich und trat einen Schritt vor.

„Wie ist der Kerl bestraft?“

Der Feldwebel blätterte einen Augenblick in seiner Stammliste: „Eine halbe Stunde Strafoxerzieren wegen Unachtsamkeit in der Instruktionsstunde. Zwei Stunden Strafoxerzieren wegen Nachlässigkeit beim Kompanie-exerzieren.“

„Na?“

„Einen Monat Verlust der freien Lohnungsverfügung, weil er nach Zapfenstreich noch in der Kantine war.“

„Keinen Arrest?“

„Nein, keinen Arrest.“

„Sol Na, dann schreiben Sie auf: „Drei Tage Mittelarrest, weil er — weil er seinen Kompaniechef —““

„Forn Buren holn hett,“ flüsternte mein Hintermann.

Der Hauptmann konnte offenbar nicht gleich eine passable Urteilsbegründung finden. Ich hatte eigentlich etwas Mitleid mit ihm, aber ich konnte ihm doch nicht gut helfen.

„Eine unpassende Antwort gegeben hat,“ sagte der Spieß.

„Ach was. Da wollte ich dem Burschen was anderes erzählen!“

Er wurde etwas nachdenklich.

„Warum haben Sie eigentlich gerufen?“

„Ich glaubte, Herr Hauptmann hätten die Kompanie gemeint.“

„Natürlich nur zu den Herren Offizieren! Oder glaubten Sie, daß ich zu einer Schweinebande auch guten Morgen sagen würde?“

„Ich glaubte, Herr Hauptmann hätten die Kompanie gemeint.“

Seine Miene erhellte sich.

„Streichen Sie's noch mal durch. Der Kerl hat sich ver-hört. Stillgestanden! Das Gewehr über! Mit Sektionen rechts schwenkt marsch! Gradaus, ohne Tritt!“

Auf dem Marsche kam der Alte in meine Nähe. Es war Marschordnung und wir hatten uns die Pfeife oder eine Zigarette angesteckt. Ich rauchte meinen Stummel und freute mich des schönen Sommermorgens.

Da redete mich der Alte an:

„Wenn ich wüßte, daß es wirklich Frechheit von Ihnen war, wären Sie ohne Gnade ins Loch gegangen.“

Ich zog das Gewehr an. Eben wollte ich die Pfeife aus dem Munde nehmen, da rief er schon:

„Feldwebel!“

Der Feldwebel kam; er hatte Bleistift und Buch schon in der Hand.

„Schreiben Sie auf: Drei Tage Mittelarrest, weil er die Pfeife nicht aus dem Munde nahm, als ihn sein Kompanie-chef anredete.“

Der Feldwebel wiederholte.

Leichten und fröhlichen Muts ritt der Hauptmann weiter. Ich ging mittags ins Loch.

Erlebnisse In spanischen Gefängnissen

Von Ilse Wolff
(Schluß aus Nr. 270)

Mißhandlungen

Die Polizei hat mich über meine „revolutionäre Tätigkeit“ nicht einmal befragt, woraus ich schließen muß, daß sie genau darüber orientiert war. Im übrigen hat man mich während meiner ganzen Haft nicht ein einziges Mal mehr vernommen, noch habe ich irgendwelches Protokoll unterzeichnet.

Etwa 500 Personen befanden sich in den für knapp 80 Leute Platz bietenden Zellen und dem Hof. Um nicht zu ersticken, mußte freier Durchgang gestattet werden, die Zellen wurden geöffnet und man hatte die Möglichkeit, miteinander zu reden. In jenen Nächten schliefen wir in der Zelle voller Zeitungspakete gemeinsam mit den Gefangenen. Als es leerer wurde, wurden wir wieder streng nach Geschlechtern getrennt.

Bisher war es verhältnismäßig ruhig zugegangen. Jetzt aber, als endgültig der Sieg auf Seiten der Regierung war, setzten die Mißhandlungen ein. Am schlimmsten waren einige Junggenossen zugerichtet worden. Einer von ihnen schrie so entsetzlich, daß wir es durch drei Wände hörten, man ließ ihn in Ruhe, weil die Haltung der anderen drohend wurde. Am Morgen trugen ihn zwei andere zu uns in den Hof. Oberlippe, Stirn und zwei andere waren zertrümmert. Wir legten ihn zwischen eine Hand junger Bursche hielt sich krampfhaft die Hände vor den Leib; man hatte das bewährte System bei ihm angewandt, die Hoden zwischen Stäbchen zu klemmen, damit er aussage. Ein anderer blutete aus einer Kopfwunde. Er wollte sich selbstmorden und schrie verzweifelt um Hilfe, als man ihn abholte. Ein anderer schnitt sich die Pulsadern auf. Man band ihm mit einem Gürtel das Handgelenk ab. Der Arzt erschien genau nach 2 Stunden und 43 Minuten!

Aber nicht nur an Männern vergriffen sich die Polizisten, sondern auch an Frauen und Mädchen. Eine Frau, die mit ihrem Säugling auf dem Arm eingeliefert wurde, blutete aus einer Stirnwunde, verursacht durch einen Summknüttelstoß. Andere waren so geohrfeigt worden, daß man noch die Streifen der Fingerabdrücke sah.

Verhaftungsgründe

Warum sie verhaftet wurden? — Eine hatte einen Polizisten schieß angefahren, andere waren zu ihren Arbeitsstätten gegangen, um zu fragen, wann wieder gearbeitet würde, wieder andere waren aus ihren Wohnungen geholt worden, weil sie streikten, einige hatten Ladengewalttätig geschlossen, andere waren als Geiseln festgenommen worden, weil man ihre Männer nicht fand. Drei der Geiseln trugen ihre Säuglinge mit sich, als einziges Gepäck. Eine alte Portierfrau, Witwe seit drei Jahren, hatte man mitgenommen, weil bei der Untersuchung ihres Hauses im Keller eine alte Waffe, die ihrem verstorbenen Manne gehört hatte, gefunden worden war. Den tollsten Fall aber bildete eine Greisin von etwa 70 Jahren, die man aus ihrem Bett herausgeholt hatte, als man Mann und Söhne auf Grund eines Waffensundes verhaftete. Seit drei Jahren lag sie fest zu Bett mit einem Halskrebs. Ein Häufchen Unglück, hochte sie auf einer der Bänke, bis sie abends ins Frauengefängnis abtransportiert wurde. Dort liegt sie noch jetzt im Lazarett.

Allmählich waren sämtliche Schicksalsgenossinnen, die mit uns zur gleichen Zeit eingeliefert worden waren, längst fort. Am 10. Tage endlich wurde „Bestandsaufnahme“ gemacht. Dabei stellte sich heraus, daß man uns im Trubel der Ereignisse einfach ver-gessen hatte.

Am 11. Tage morgens wurden uns Fingerabdrücke abgenommen, abends um sechs etwa wurde Joel abtransportiert, ich folgte gegen 7, Via Frauengefängnis.

Das Madrider Frauengefängnis

Das Madrider Frauengefängnis, das ich am 17. Oktober um halb 8 Uhr abends betrat, ist ein enormer, architektonisch zweckmäßiger Neubau mit großen Fenstern, Lichthöfen und Sonnenterrassen, aber ohne Zentralheizung, d. h. ohne Heizung überhaupt. Die politischen Gefangenen, die sogenannten „Sozialen“ schliefen zu 30 in einem provisorisch für sie eingerichteten Sondergebäude auf dünnen Strohsäcken, die auf dem Steinfußboden ausgebreitet waren. Je weiter der Monat fortschritt, desto kälter wurde es. Als der Regen einsetzte, war die Nordwand unseres Saales von oben bis unten durchnäßt. Grippe und Halsentzündungen grassierten. Auch die Klosettverhältnisse waren betrübend.

Die Gefährtinnen

Etwa 190 „Soziale“ waren insgesamt eingeliefert worden. Wenns hoch kommt, dann kann man 20 von ihnen wirklich als „politische Gefangene“ bezeichnen. Die übrigen setzten sich zusammen aus kleinen Mädchen, 16- bis 17-jährigen, die mehr aus Uebermut als aus Klassenbewußtsein die Ladenbesitzer einzuschüchtern versuchten. Cuardios beschimpft oder ähnliche strafbare Handlungen vollbracht hatten. Die Mehrzahl der Frauen war in Brot-schlange festgenommen worden, weil sie dort die „Internationalen“ tungen, wieder eine andere hatte im Scherz einen Bleistift gezückt und ihn — gleich einer Pistole — auf einen Polizisten angelegt. Wegen Waffensundes in ihren Wohnungen sahen im ganzen 4 oder 5, wegen Flugblattverteilung weiter 3 oder 4 (von denen eine bereits zu 6 Jahren Haft verurteilt worden ist!).

Ich persönlich kann mich über die Behandlung im Gefängnis nicht beklagen. Ich bildete so eine Art „Renommiertgefangene“ und die Chefinnen erleichterten mir im Rahmen des Erlaubten das Leben so weit es ging. Meine Anwälte erklärten mir, nichts über meinen „Fall“ erfahren zu haben, denn scheinbar hätte ich einen persönlichen Feind im Polizeipräsidium, der mit aller Macht gegen mich arbeite. Da ich niemand im Polizeipräsidium kenne noch kannte, war die Schlussfolgerung leicht: jener, mein „persönlicher Feind“, mußte ein „persön-

Alle Kirchendebatten verboten

Frick verbietet . . .

Nach einer amtlichen Meldung hat der Reichs- und preussische Minister des Innern Frick Diskussionen im Anschluß an Vorträge in öffentlichen Versammlungen mit religiösen oder weltanschaulichen Themen verboten.

Die Kirche als Kampfboden

Nicht mehr zu steigern

United Press berichtet aus Berlin:

Die Pauluskirche zu Schöneberg hat ein plattisches Bild von dem deutschen Kirchentum. Die Kirche war heute überfüllt: 1500 bis 1800 Personen waren anwesend, darunter viele Uniformierte. Der Grund für diesen ungewöhnlich starken Besuch lag darin, daß der seit drei Vierteljahr als einer der Führer der kirchlichen Opposition personifizierte Pastor Rabenau zum erstenmal wieder predigen sollte. Der bisher deutsch-kristliche Pastor Koterberg, der Mitte letzter Woche aus den Reihen der Deutschen Christen ausgetreten war, hatte die ihm seinerzeit übertragene Führung der Kirchengemeinde in die Hände des Pastors Rabenau zurückgelegt. Rabenau hatte bisher seine Gemeinde in den Sälen der altlutherischen Kirche gesammelt. Der bekennend-kirchliche Hilfsprediger Kube hat dem Pastor Rabenau sofort das Gotteshaus überlassen. So war der letztere rechtmäßiger Geistlicher, umso mehr, als ihm das Recht zur Wortverkündung nie genommen worden war. Der eingetragte deutsch-kristliche Pastor Peters wollte jedoch die Abhandlung des Gottesdienstes durch Rabenau verhindern. Er war etwa 1 1/2 Stunden vor dem Gottesdienst besetzt er mit einer Gruppe von fünfzig bis sechzig seiner Anhänger die vorbereiten Reihen der Kirche. Ferner schloß er die Sakristei ab, betrat den Altar und

verlas einen Aufruf des Reichsbischofs.

Um 10 Uhr zog dann Pastor Rabenau in Begleitung seiner Amtsbrüder Koterberg und Kube in die Kirche ein, die sich inzwischen gefüllt hatte. Bei seinem Eintritt erhob sich die Gemeinde und der noch auf dem Altar stehende deutsch-kristliche Pastor Peters wurde gebeten, den ungehörigen Verlauf des Gottesdienstes zu ermöglichen. Dieser weigerte sich jedoch zu weichen. Darauf fragte Pastor Rabenau die Gemeinde, wen sie hören wolle, worauf der vielhundertfache Ruf erklang:

„Wir wollen unseren Pastor Rabenau!“

Die Gemeinde wurde immer unruhiger, und als Pastor Peters einer nochmaligen Aufforderung, den Platz zu räumen, nicht Folge leistete, betrat Pastor Rabenau die Kanzel. Die Gemeinde sang das lutherische Adventlied: „Wie soll ich Dich empfangen?“ in Begleitung eines Posannenchors, während die Orgel schwieg. Jedemal, wenn Pastor Rabenau zu sprechen anlang, setzte die Orgel mit voller Macht ein. Wenn Pastor Peters vom Altar aus predigen wollte, so wurde er von fast der ganzen Gemeinde durch Abzingeln von Adventliedern übertönt. Immer größer wurde die Unruhe unter den Anwesenden. Die Gemeinde wahrte aber strengste Disziplin, und keine Hand wurde gegen Pastor Peters, seine wenigen Anhänger und den Orgelspieler erhoben. Immer wieder verhielten sie sich ruhig, auf die Anhänger Pastor Peters einzuwirken, daß sie die Kirche verlassen,

aber ohne jeden Erfolg.

Viele der anwesenden Frauen weinten über den traurigen Streit. Die Männer konnten ihre Erregung über die Terrorisierung einer über tausend Köpfe zählenden Menge durch ein kleines Häuflein von Personen kaum meistern. Die Polizei weigerte sich einzugreifen. Als Peters ankam, ein Gebet zu sprechen, rief ein Teil der Gemeinde im Sprechchor: „Du sollst den Namen des Herrn, Deines Gottes, nicht mißbrauchen; denn der Herr wird denen nicht ungestraft lassen, die seinen Namen mißbrauchen.“ In diesem Augenblick rief Pastor Rabenau

lischer Freund der „deutschen Behörden“ sein, die gegen mich die Anzeige erstattet hatten. Bis zum 14. November wartete ich im Madrider Gefängnis, daß man mich lebenswürdigerweise wieder auf die Straße ließe, denn bis dahin hatte sich noch keinerlei Verdacht gegen mich bestätigt, der eine Anklage gerechtfertigt hätte.

Am 14. November aber kam plötzlich der Befehl von der Polizeidirektion, mich bereitzuhalten, um nach Barcelona überführt zu werden. Man erlaubte mir, noch einmal in meine Wohnung zu gehen, um meine Sachen zusammenzupacken und meine dringendsten Angelegenheiten zu erledigen. Mein Anwalt mußte all das übernehmen. Meine nichtspanischen Freundinnen wagten sich nicht in meine Wohnung, noch kamen sie mich besuchen, weil sie überwacht wurden. Einer deutschen Freundin wurde vom Chef ihrer Firma auf Veranlassung der deutschen Botschaft gesagt, daß, falls sie auch nur den geringsten Schritt täte, sich mir zu nähern, man sie entliehe und Sorge dafür tragen werde, daß ihre Ausweisung erfolge. Man schrieb mir, daß die Ausweisung vermutlich schon gegen sie beantragt sei. . . .

Hier und vor aller Öffentlichkeit möchte ich eins betonen und bestätigen. Die spanischen Kollegen vom Berufsverband haben mir eine Freundschaft und Hilfsbereitschaft gezeigt, wie sie ihresgleichen suchen muß. Sie besuchten mich, taten alle nur erdenklichen Schritte, um mir zu helfen, brachten mir Sachen, gaben mir Geld. Im Gegensatz zu ihnen hat sich der Auslandspreßverband, dessen Sekretär am 8. Oktober von meiner Verhaftung unterrichtet war, und der den ersten offiziellen Schritt am 23. Oktober tat, unkollegial und geradezu bössartig benommen. Sie wollten offensichtlich nichts mit mir zu tun haben, „weil ich wegen politischer und nicht professioneller Gründe verhaftet sei“. Im Moment, da sie von meiner Verschickung nach Barcelona erfuhren, schrieben sie mir einen bedauernden Brief und „gestatteten“ sich, mir etwas Geld zu übersenden.“

Barcelona

Barcelona erreichten wir — Joel fuhr mit mir — in Begleitung zweier bis an die Zähne bewaffneter Polizisten nach 24 Stunden Fahrt im Bummelzug. Ich wurde sofort ins dortige Gefängnis eingeliefert. In dem gemeinsamen Schloßsaal, in dem man mich unterbrachte, be-

seinen Getreuen zu, sie möchten, um weitere Entweihung des Gotteshauses zu vermeiden, auf den Hof der Kirche kommen und sich dort sammeln. Bis auf 68 Personen verließen alle die Kirche. Dann sprachen die Pastoren Rabenau und Koterberg vor der erschütternden Gemeinde.

Die deutschen katholischen Orden werden bespitzelt

Rom, den 4. Dezember 1934.

Der „Observatore Romano“ gibt ein in der holländischen Tageszeitung „De Maasbode“ am 24. November veröffentlichtes Rundschreiben der deutschen Nationalsozialistischen Partei über die religiösen Orden wieder. Das Rundschreiben, das das Datum „München, den 3. November“ trägt, ist an die Geheime Staatspolizei der Regierungskreise Münster und Weidlinghausen gerichtet und enthält u. a.: „Die Überwachung der geistlichen Exerziten ist in seinem Dekret des Reichsinnenministers vorgegeben. Indessen hat es sich in den letzten Wochen gezeigt, daß die religiösen Orden als reaktionäre Aktionszentren betrachtet werden müssen, die das Programm der nationalsozialistischen Weltanschauung untergraben sollen. Nun hat die Geheime Staatspolizei die Aufgabe, eine vollständige und genaue Schilderung der geistlichen Tätigkeit der auf ihrem Gebiet befindlichen religiösen Orden zu geben und alles zu berichten, was im Schoße dieser Ordensvereinigungen vor sich geht, besonders was die Beziehungen zu ausländischen Institutionen anbelangt. Es ist unbedingt notwendig, daß ein genauer Bericht über den Unterrichtsplan der Ordensvereinigungen und dessen Inhalt sowie über die Haltung und die politische Vergangenheit der Unterrichtenden aufgestellt wird.“

Kardinal Schulte predigt

Gegen Neuheidentum

Aus Köln wird der Agentur Havas gemeldet: Der Erzbischof von Köln, Kardinal Schulte, geistete in einer vor der katholischen Frauenvereingung gehaltenen Rede die Tendenzen des deutschen Neuheidentums. Der Kardinal erklärte u. a.: „Die Bestraffer eines heidnischen Deutschland wollen in unserm Vaterland das Licht des christlichen Glaubens auslöschen, alles mit diesem Heidentum durchtränken, sogar die Erziehung der Jugend, und den Thron Christi umstürzen. Die ganze Geschichte und die bisherige Erfahrung sprechen gegen ihre zweifelhafteste Welt.“

Sanft — wegen der Saar

Plötzlich kirchentreue Hitlerjugend

Hannover, 5. Dez. Der Führer des Gebiets Niedersachsen der Hitlerjugend, Oberbannführer Blomauit, hat den folgenden Tagesbefehl erlassen: „Meine Kameraden! Auf Befehl des Jugendführers des Deutschen Reiches erinnere ich Euch erneut an die Verfügung, daß H. J. und D. J. Führer, die solche Hitlerjugenden, die am Gottesdienst teilnehmen möchten, bewußt an der Teilnahme hindern, mit schweren Strafen bis zum Ausschluss aus der Hitlerjugend zu rechnen haben. Eine Werbung für Heidentum und heidnische Lehren wird innerhalb der Hitlerjugend nicht geduldet. Die Hitlerjugend ist an konfessionellen Dingen uninteressiert. Eine Werbung für die gegenchristliche Bewegung unter Führung des Herrn Dauer ist in der Hitlerjugend streng verboten.“

Dieser „Tagesbefehl“ steht im krassen Widerspruch zur gesamten von Schirach und Rosenberg bestimmten weltanschaulichen Erziehung der Hitlerjugend.

sonden sich sieben Frauen und Mädchen, Prostituierte und Diebinnen. Eine halbierte Französin sprach ununterbrochen vor sich hin. „Man habe sie als Vierjährige vergewaltigt — Napoleon sei nicht ihr Bruder und sie habe ihn nicht mehr gekannt, da er bereits seit 44 Jahren tot sei. Seit 4 Monaten, die sie im Gefängnis ist, hat sie sich weder gewaschen noch gekämmt. Sie ist vollständig verlaust. In einem Bett daneben schlief eine 17-jährige Hofendinne, die im zweiten Syphilisstadium ist, und die der Arzt mit Tod behandelt — außerlich!“

Augenblicklich befinden sich im Barcelonaer Gefängnis nur 37 Häftlinge. Die Mehrzahl von ihnen ist krank, und Terfann scheint hier als Delikt zu gelten.

Auch in Barcelona kann ich über die persönliche Behandlung nur Gutes sagen. Man gestattete den Besuch des dortigen Pressevereins — der übrigens ebenfalls sich um mich in der besten Weise bemühte — schickte mir Essen aus einem Restaurant usw. Fünf Tage blieb ich hier. Am Sonntagabend erfuhr ich durch den Presseverein, daß alle möglichen Schritte zu meiner Freilassung eingeleitet seien, ich solle etwas Geduld haben — am Montagmorgen um halb 8 Uhr wurde ich plötzlich von zwei Polizisten abgeholt. Man brachte mich zum Fremdenamt, wo man mir eröffnete, daß ein Zug nach der Grenze innerhalb einer Viertelstunde abgehe, den ich zu benutzen hätte. Damit ich auch wirklich abführe, würde ein Beamter mitfahren, um sich davon zu überzeugen, daß ich die Grenze überschreite.

Ich hatte nicht einmal Zeit, meine Koffer, die in der Gepäckablage standen, aufzugeben, sie blieben in Barcelona, um mir von Freunden nachgeschickt zu werden.

Das sind meine Erlebnisse während der Revolution in Spanien: Widerrechtliche Freiheitsberaubung ohne Vernehmung, ohne Grundangabe vom 7. Oktober bis zum 20. November. Beschlagnahme meiner sämtlichen Papiere, die ich nicht wieder ausgefolgt bekam, so daß ich jederzeit gewärtig sein muß, daß in dem Gastland, in dem ich mich aufhalte, bis alles geregelt ist, die Polizei mir Schwierigkeiten bereiten kann; Verlust meiner Exzisten, einer Wohnung.

Weshalb? Weil in Spanien eine „demokratische nationale Regierung“ Gesetzesübertretungen duldet, weil die Nazibehörden in Spanien einen großen Teil ihres Propagandabudgets bei der spanischen Polizei anlegen, um sich ihnen linbaquemer zu entziehen.

Eine Wendung im Saarkampf

Mehrheit für Status quo wahrscheinlich

Unter dieser Überschrift bringt die „Neue Zürcher Zeitung“ einen längeren Artikel, in welchem das angesehenste Schweizer Blatt zur Gründung des „Deutschen Volksbunds für christlich-soziale Gemeinschaft“ u. a. schreibt:

Die Gründung einer neuen katholischen Partei im Saargebiet unter dem Namen „Deutscher Volksbund für christlich-soziale Gemeinschaft“ stellt ohne Zweifel eine überaus wichtige Wendung im Saarkampf dar. Ohne daß im Augenblick die Auswirkungen für den Ausgange der Saarabstimmung schon vollständig zu übersehen sind, ist dem Ereignis für die Stellungnahme des Katholizismus zum Nationalsozialismus ausschlaggebende Bedeutung beizumessen. Die Kunde von dieser Protestaktion im Saargebiet wird in allen deutschen Ländern, wo Gläubige sich zu ihrer Kirche bekennen, freudigen Widerhall finden und viele Hoffnungen auf einen erfolgreichen Kampf des Katholizismus gegen das Neuheldentum wecken. Das Ereignis ist in mehr als einer Hinsicht symptomatisch zu nennen für den immer härter werdenden Widerstand gegen die modernen religiösfeindlichen Anschauungen des „dritten Reichs“.

Die Gründungsverammlung der christlichen Front erfolgte in einem außerordentlich günstigen Zeitpunkt. Frankreichs gegenwärtiges Desinteressen an der Saarfrage, von dem die rückfälligeren Presse nun schon tagelang berichtet, schließt von vornherein jede Verdrängung aus, daß der Volksbund ein Werk der französischen Propaganda sei. Zudem hat der schmutzige „Westland“-Skandal gerade in diesen Tagen offen dargelegt, wie unehrlich die Verleumdungen der Status-quo-Bewegungen sind, sie arbeiten nur mit französischem Kapital. Auch beim neuen Volksbund handelt es sich ausschließlich um eine Aktion von deutschen Saarländern, deren technischer Wunsch es wäre, für die Rückgliederung ins Reich zu stimmen, wenn — und dieses „Wenn“ ist außerordentlich wichtig — in Deutschland nicht der Nationalsozialismus die politische und weltanschauliche Nahrung inne hätte. Es wird nun darum gehen, ob diese Saardutschen der Volksbundbewegung den Völkerbundrat so weit beeinflussen können, daß er in seiner Definition des Status quo die Möglichkeit einer zweiten Volksabstimmung vorbehalten und ihnen deshalb auf diese Weise die Möglichkeit einer späteren Rückkehr zu Deutschland offen läßt. Gelingt dies, so wird die neue Organisation ohne Zweifel bald zur Abstimmungsfrage Stellung nehmen und ihren Anhängern Stimmabgabe für den Status quo empfehlen. Eine Mehrheit für diese Lösung scheint dann nicht ausgeschlossen, da zur Zeit, wie Landesleiter Pirro es kürzlich in einem Interview mit einem holländischen Journalisten zuegab, nur vierzig Prozent der Saarbevölkerung noch nicht über ihre Stimmabgabe entschieden haben und sich sehr wahrscheinlich gegen die sofortige Rückgliederung aussprechen werden.

Werbt für die „Deutsche Freiheit“!

Dem „Grenzland“ zum Gruß!

Ein voller Erfolg über die Schleber des Goebbels

Als es endgültig und unumstößlich geworden war, daß die unabhängige deutsche Wochenzeitung „Westland“ in die Hände von Goebbels-Agenten gefallen war, da stand es zur selben Stunde auch für die am Verkauf des Blattes unbeteiligten Mitglieder der Redaktion, die ihre Mitarbeit bereits eingestellt hatten, als sie von dem Besitzwechsel erfuhr, fest, daß man auf neuem Posten weiterkämpfen müsse.

Und schon am vorigen Samstag erschien zum ersten Mal das unabhängige deutsche Wochenblatt „Grenzland“, auf dessen Titelblatt dicht unter der Kopfleiste zu lesen stand: „Hier spricht die alte Westland-Redaktion.“

Das Saargebiet hatte eine Sensation. Die alten Freunde dieser Redaktion waren ebenso begierig zu erfahren, was sie zu sagen habe, wie das nationalsozialistische Bürgerium und die Irregulären drinnen Erwerblosen an den Stempelstellen. „Grenzland“ ging ab wie warme Semmel. Die Zeitungsverkäufer wurden in einer Weise bestärkt, wie es sonst nur an ganz großen Tagen zu geschehen pflegt. Im Saargebiet hat man ähnliches bisher nur am 30. Juni dieses Jahres beobachtet können.

In der Hauptstraße zu Saarbrücken ballten sich Menschenmengen um die Zeitungsverkäufer, und an einer Stelle wurde diese Ansammlung aufgeregter Interessenten so bedrohlich, daß die Polizei im Interesse des Verkehrs glaubte eingreifen zu müssen und den Verkäufer für kurze Zeit mit auf die Straße nahm. Eine völlig sinnlose Handlungsweise. Immerhin: Sie spricht für den Erfolg der ersten „Grenzland“-Ausgabe.

„Grenzland“ war am Samstagabend in aller Hände und in aller Munde. In den Quartieren der Einheitsfront war es in gleicher Weise Gesprächsgegenstand wie in den Lokalen, in denen die Mitglieder der „deutschen Front“ zu verkehren pflegen. Und zwei Dinge waren es besonders, die im Vordergrund standen: die laubere und entschiedene Haltung der alten „Westland“-Redakteure und die ungeheuerliche Verschwendung, die Goebbels mit den Mitteln eines verarmten Deutschland treibt. Der Fall „Westland“ hat es in aller Öffentlichkeit gezeigt.

Und noch etwas ist erfreulich: die Solidarität zwischen der alten „Westland“-Redaktion und ihren Freunden und Anhängern.

Mit einem in aller Eile bei einigen saarländischen Bürgern aufgetriebenen Betrag, der gerade für die Herstellung von zwei Nummern des neuen Blattes anreichte, gingen die alten „Westland“-Redakteure ans Werk. Mit einem Wagemut ohne Gleichen, mit bereitwilliger und freudvoller Unterstützung von allen Seiten — der Verlag der „Volksstimme“ stellte dem neuen Blatt bereitwillig Verlag und Postcheckkonto zur Verfügung — wurde „Grenzland“ gestartet. Von diesem geliehenen Postcheckkonto soll noch die Rede sein.

Die letzte Seite des „Grenzland“ wurde bekanntlich von einem Appell an die Freunde der alten „Westland“-Redaktion ausgefüllt. Es war ein Appell an die Opferwilligkeit. Und dieser Aufruf war nicht umsonst. Wie wir von der „Grenzland“-Redaktion erfahren, stießen die Spenden in einer Weise, die zu den schönsten Hoffnungen für den Aufbau und Ausbau des neuen Blattes berechtigten. Arbeiter, Angestellte, kleine Gewerbetreibende sind unter den Spendern mit fünf und zehn Franken vertreten. Aber auch Beträge von hundert, zweihundert, ja selbst fünfhundert Franken können gebucht werden. Womit nicht gesagt sein soll, daß diese Opferwilligkeit nachlassen darf. Es sind noch erhebliche Beträge notwendig!

Das ist die Situation, in der die „Grenzland“-Redaktion in der Vorbereitung für die zweite Nummer ist. Sie hofft dabei weiterhin auf die Opferwilligkeit und die Hilfe ihrer alten und schon neu gewonnenen Freunde. Es geht nicht nur um die Mittel für die Existenz des Blattes, es geht fast mehr noch um den in aller Öffentlichkeit zu erbringenden Beweis einer unzerstörbaren Solidarität aller Hitlergegnern an der Saar. Und dieser Beweis wird zweifellos erbracht werden.

Eins steht fest: die alte „Westland“-Redaktion hat dank der verschwenderischen Propaganda, die der Dr. Josef Goebbels und seine Agenten für sie gemacht haben, einen unglaublich günstigeren Kampfboden gewonnen, als sie ihn befaß.

Großes Fabrikgebäude

mit Wasserkraft bei Luxemburg preiswert zu verkaufen.
Angeh. n. d. „Deutsche Freiheit“ Saarbrücken unter Nr. 1285-9

Beteiligung

Tüchtigem Geschäftsmann (Emigrant) ist Gelegenheit geboten sich an seriösem Geschäft in großer Stadt der Schweiz zu beteiligen. (Große Gewinnchance). Offerten unter E.B. an die Expedition der „Deutschen Freiheit“ Saarbrücken

Briefkasten

„Ein branner Erbnungshüter.“ Zu solchen schwerwiegenden Behauptungen müssen Sie uns gegenüber mit Ihrem Namen stehen. Auf unsere Verschwiegenheit können Sie sich verlassen.

Für den Gesamthalt verantwortlich: Johann Fich in Zwickau; für Inserate: Otto Rubin in Saarbrücken. Rotationsdruck und Verlag: Verlag der Volksstimme GmbH, Saarbrücken 3, Schützenstraße 5, — Schließfach 778 Saarbrücken.

Heute fällt in Gent die Saar-Entscheidung!

Es kommen zu Wort: Der Großindustrielle Hermann Röchling. Der Führer der Deutschen Front, Pirro. Der Pfarrer Wilhelm. Der Vorsitzende der Handwerkskammer, Schmelzer. Gräfin von Roedern. Der Propagandaleiter der Deutschen Front, Peter Kiefer. Minister Zoricic. Drouard, Vorsitzender der französisch-saarländischen Handelskammer. Raspail, Direktor der Mines Domaniales. Dr. Velleman, Generalsekretär der Abstimmungskommission. Exzellenz Galli, Vorsitzender des Obersten Abstimmungsgerichtes. Dr. Martiner, Generaladvokat beim Obersten Abstimmungsgericht. Landgerichtsdirektor Steinfeld. Johannes Hoffmann, Führer der katholischen Front. Max Braun, Vorsitzender der Sozialdemokraten. Fritz Pfordt und Philipp Daub, führende Funktionäre der Kommunisten. Julius Schwarz, Vorsitzender des Bergarbeiterverbandes. Arbeiter und Bauern, Geistliche und Handwerker, Hausfrauen und Schulkinder, Kaufleute und Lehrer.

Inhaltsangabe: Mitten in Europa 1934. Deutsch sein. Hitler vor den Toren. Hier regiert der Völkerbund. Die toten Seelen. Kommt die Wirtschaftskatastrophe? Gleichschaltung der Sklaverei? Die Front der Schwankenden. Die katholische Fronde. Die Einheitsfront. Das andere Deutschland. Ein Würfel fällt an der Saar

Die Wahrheit über die Saar!

Das Reportagebuch für jedermann!

180 Seiten, zweifarbiger Umschlag, bessere Ausgabe Fr. 12,— (Sfr. 2,40), billige Volksausgabe Fr. 6,— (Sfr. 1,20).

RING-VERLAG AG., ZÜRICH

Zu beziehen in allen Buchhandlungen oder bei der

Buchhandlung der Volksstimme G.m.b.H.

Saarbrücken 2, Trierer Straße 24 / Postcheckkonto Saarbrücken 619

HIER SPRICHT DIE SAAR

Ein Land wird interviewt von THEODOR BALK

Dr. Hans Neikes
Hermann Röchling
Jakob Pirro
Pfarrer Wilhelm
Peter Kiefer
Wilhelm Schmelzer
Pfarrer Nold
Minister Zoricic
Exzellenz Galli
Dr. Martiner
Direktor Raspail
Dr. Velleman
Johann Hoffmann
Max Braun
Fritz Pfordt
Philipp Daub
Julius Schwarz
Bergarbeiter
Hausfrauen
Hüttenarbeiter
Landwirte
Geistliche
Schulkinder
und viele andere